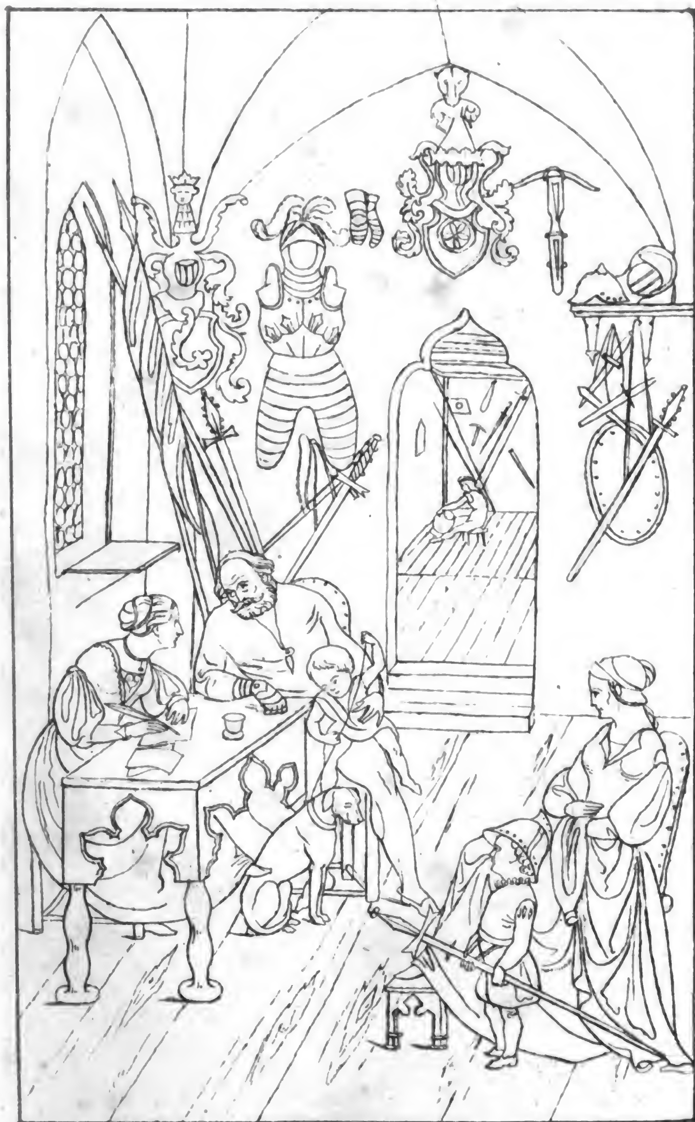
GOETZ VON BERLICHINGEN: EINE RITTERGESCHICHTE FÜR KINDER : MIT 3 LITHOGRAPHIEN

Julie ¬von Zerzog







Götz von Berlichingen.

Eine

Rittergeschichte für Kinder.

Dem

jugendlichen Deutschland

gewidmet

von

Julie von Zerzog.



Mit drei Kupfern.

München,

Verlag von Joseph A. Finsterlin.

1840.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I. Kapitel.

Götz v. Berlichingen verläßt die väterliche Burg.

Es lebte vor mehreren hundert Jahren ein Ritter in Deutschland, welcher Götz v. Berlichingen hieß. Ich will euch hier von seiner Jugend erzählen.

Ein schönes Schloß in Schwaben, Namens Jaxthausen, war sein Geburtsort. Dort lebte sein Vater Kilian von Berlichingen.

Der kleine Götz zeigte bald, daß er ein Rittersmann werden wolle.

Er spielte mit nichts lieber als mit Pferden und Waffen.

Er kletterte mit großer Behendigkeit die höchsten Berge hinauf, und wenn er dann oben war und eine weite Aussicht auf entfernte Ortschaften fand, dann sagte er zu seinem Vater: Wenn ich doch recht weit fortkommen könnte, um noch viel mehr

zu sehen als ich hier gewahr werde. Daran erfreute sich Ritter Kilian, und eines Tages als sie miteinander wieder herumstiegen, rief ihn der Vater zu sich und sagte zu Götz: Du sollst jetzt die Welt sehen, in dieser Woche noch schicke ich dich zu unserm Vetter Conz von Neuenstein nach Niederhall.

Da sprang der Knabe herum und klatschte in die Hände, und konnte den Tag nicht erwarten, wo er fortkommen sollte.

Als endlich der Morgen seiner Abreise heranbrach, wurde es ihm wohl etwas wehmüthig ums Herz, als er seine Mutter weinen sah; aber er tröstete sich bald, als er die Thürme des väterlichen Schlosses nicht mehr sah, und in Begleitung eines treuen Knappen seines Vaters, Namens Robert, in eine ihm ganz fremde Gegend kam.

Sie kamen an manchem Rittersitze vorüber, und Robert erzählte seinem kleinen Gefährten von den Rittern, welche da hausten, von ihren Waffenthaten und Streifzügen, und bei jeder kühnen That sagte der kleine Götz: so will ich es auch einmal machen.

So waren sie unbemerkt durch manchen finstern Wald gekommen, und sahen endlich die Thürme von Niederhall am Kocher, noch von den Abend-

strahlen der Sonne beleuchtet, ihnen entgegen schimmern. Sie betraten die Stadt, und an der Thür eines stattlichen Hauses stand ein ältlicher Rittersmann: es war Conz von Neuenstein, welcher den kleinen Götz freundlich willkommen hieß.

Am andern Morgen ging Robert wieder fort, um Götzens Eltern des Knaben glückliche Ankunft zu berichten.

Götz sprang in Haus und Hof herum und suchte sich Waffen und Knaben, um mit ihnen zu fechten, da trat ihm sein Vetter entgegen, und führte ihn zu einem Manne ohne Waffen und Ritterkleider, und sagte: jetzt mußt du auch anfangen etwas zu lernen. Der unruhige Knabe fand aber daran kein großes Behagen und seufzte schwer, bis die Stunde vorüber war. Dann sprang er wieder hinunter in den Hof voller ausgelassenen Freude und jagte mit den Knaben herum, welche vor dem Hause spielten. Oft schlich er sich auch in den Stall seines Vetters und bat die Knappen desselben, ihn doch auf ein Pferd zu setzen, und wenn sie es thaten, dann wollte er gar nicht mehr herunter und vergaß den Lehrer und die Lehrstunde über das Reiten.

So war ein Jahr vergangen.

Götz hatte das Lesen gelernt; aber sein Vetter schüttelte oft den Kopf und sagte: Das Reiten und Fechten macht ihm mehr Freude als das Lesen.

Eines Abends, als eben Ritter Conz mit dem Knaben recht gezankt hatte, daß er gar nichts lernen wolle, saß Götz traurig in einer Ecke des Hofes.

Da hörte er auf einmal zwei Reiter heransprengen und blickte sich um und gewahrte seinen Vater mit einem fremden Rittersmann. Und schnell verschwand alle seine Traurigkeit, und er fiel seinem Vater um den Hals.

Der Vater aber sagte: Ich habe es schon gehört, daß du nicht recht lernen willst, ich hoffe du sollst gescheidter werden, und will dich diesem braven Ritter übergeben, unserm Vetter Konrad von Berlichingen. Folge ihm, und betrachte ihn wie deinen Vater.

Ritter Konrad blickte den Knaben freundlich an, und noch denselben Abend setzte er ihn zu sich auf das Pferd und ritt mit ihm auf seine Burg. Weißt du was Götz, sagte Konrad unterwegs zu dem Knaben, du sollst mir als ein Bube dienen.

Ich muß euch, liebe Kinder, erklären, was man in der Ritterzeit darunter verstand.

Man nannte einen Buben bei den Rittern denjenigen Knaben, welcher ihre Waffen trug, die gerüsteteten Handpferde vorführen, und dem Ritter, wenn er auf sein Pferd steigen wollte, den Steigbügel und Zaum halten mußte. Dieß war nun, obwohl er deßhalb dennoch lesen und schreiben mußte, das Geschäft des jungen Götz, und daran hatte er denn nun freilich eine größere Freude.

Je mehr er an Kraft und Alter zunahm, je muthiger und gewandter wußte er mit Pferden umzugehen, und bald erhielt er von Ritter Konrad die Erlaubniß, selbst ein Pferd besteigen zu dürfen.

Dieß war für ihn ein wahres Fest; und er lernte allmälig ein Pferd regieren, so, daß er zuweilen den Ritter Konrad auf seinen Streifzügen begleiten durfte.

Als der Ritter sah, daß Götz wohl mit Pferden und Waffen umzugehen wisse, rief er ihn eines Tages zu sich und sagte ihm: Lieber Götz! Uebermorgen wollen wir einen großen Ritt miteinander machen, auf den Reichstag nach Worms. Richte alles her, was wir brauchen, denn wir werden länger ausbleiben.

Da jubelte Götz voll ausgelassener Freude, er konnte beinahe vor Ungeduld und lebhafter Erwartung die Nacht nicht schlafen.

II. Kapitel.

Götz zieht mit Ritter Konrad auf den Reichstag nach Worms.

Den ganzen Tag vor der Abreise war Götz beschäftigt, die Waffen und Rüstungen seines Herrn recht blinkend zu putzen. In dieser Arbeit entschwand ihm der Tag, und obwohl er sich ermüdet niederlegte, war er doch schon auf als der Morgen graute.

Ritter Konrads Hausfrau hatte den Abschiedstrunk bereitet; die Pferde standen gesattelt in ihrem glänzendsten Schmucke im Hofe, und nun ritten Konrad und Götz miteinander fort, von einigen Reisigen begleitet.

Eben stieg die Sonne über dem Walde hervor und verkündete einen hellen Tag, aber am heitersten war es in der Seele des jungen Götz, welcher innerlich seines Lebens recht froh war. Damals gab es in unsern deutschen Vaterlande noch nicht so viele befahrene Strassen wie jetzt, die Ritter mußten oft auf ihren Reisen gar einsame Wege reiten, aber Götz hatte keine Furcht, denn er wollte ein braver Rittersmann werden.

Bald sahen die Ritter mit dem jungen Götz die Veste Schrotzberg, so hieß die Burg seines Vetters Konrads, ihren Augen entschwinden, und neue Rittersitze im schönen Neckarthale erschienen vor demselben.

Am zweiten Tage sahen sie ein großes schönes Schloß vor sich liegen, und am Fuße desselben eine Stadt von den Fluthen des Neckars umspült. Das ist Heidelberg, sagte Konrad zu seinem Vetter, hier wollen wir unsern Imbiß halten.

O wie schön ist es hier, rief Götz, warum können wir in dieser herrlichen Gegend nicht noch länger bleiben! Und dieses große Schloß — ich habe nie ein solches gesehen — o erlaubt mir Ritter Konrad, es zu besteigen! Wenn du alles

im Wirthshause gehörig besorgt hast — recht gerne, entgegnete Konrad.

Und sie ritten dahin an den blühenden Ufern des Neckars und hielten bald vor dem Wirthshause zum Hirschen, wo denn Götz in größter Eile alles erfüllte, was sein Herr geboten hatte, und während die Andern beim Imbiß, ihrem Mittagsmahle, saßen, kletterte er hurtig den Berg hinan, um das Schloß zu beschauen.

Es wurde ihm ganz fröhlich ums Herz, als er vor dem stolzen Gebäude stand, und hinabsah auf das herrliche Thal. Wie schön ist Gottes Erde, sagte er zu sich selber, und konnte sich nicht satt schauen.

Dann stieg er neugierig in der alterthümlichen Burg herum und gewahrte erst jetzt deren Größe.

Er war schon ziemlich herumgeklettert, als er auf einmal eine ganz bekannte Stimme in seiner Nähe vernahm.

Er sahe sich um, und siehe da, Ritter Konrad stieg den Berg hinan.

Götz lief ihm fröhlich entgegen, Konrad aber schlug den Weg zum Schlosse ein, und sagte: Nun will ich dir noch etwas zeigen. Sie betraten das Schloß, allein anstatt die Treppen hinauf zu

steigen, betraten sie eine Treppe, welche in einen Keller zu führen schien.

Sie sahen sich denn nun auch bald in einem grossen unterirdischen Gewölbe in dessen Mitte ein ungeheuer grosses Faß war.

Siehst du, das ist das grosse Heidelberger Faß, sagte Konrad zu dem erstaunten Götz.

Dieses Faß war aber so groß, daß man oben auf demselben durch eine kleine Treppe zu einem Tanzboden gelangte, auf welchem immer acht Paare tanzen konnten, und in demselben war für 230 Fuder Wein Platz. Götz betrachtete erstaunt die vielen an dem Faß angebrachten Figuren und Goldleisten.

Er wunderte sich auch sehr, daß er nicht einmal über die Unterlage des Fasses hinausreichte. Doch jetzt müssen wir fort, rief Konrad, und eilig gingen sie den Berg hinab, bestiegen rasch ihre Pferde und ritten nach Worms zu.

Schon sank die Sonne hinter die Berge hinab als sie die Thürme dieser Stadt sahen und müde in ihr Nachtquartier ritten, aber fröhlich, weil sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten.

III. Kapitel.

Der Reichstag zu Worms 1495 und Ritter Konrads Tod.

Götz hatte in seinem jungen Kopfe noch keinen rechten Begriff, was denn eigentlich ein Reichstag sei, und kaum ausgeruht von seinem weiten Ritt, lief er auf den Strassen herum und harrte auf alle Dinge, die da kommen würden.

Und mit jedem Tage kamen neue vornehme gekleidete Ritter in die Stadt, und dieß waren, wie man ihm sagte, die verschiedenen Kurfürsten und Stände des Reichs, welche sich mit dem Kaiser über wichtige Dinge berathen sollten. Einst bemerkte Götz auf der Strasse ein grosses Gedräng an dem Thore der Stadt. Er lief schnell hinzu, und sah einen schönen Ritter auf einem schwarzen Hengste reitend, und vor ihm her ritt ein Herold.

Der Ritter war ungemein reich gekleidet, seine Rüstung blinkte und auf seinem Helme wogten Federn aller Farben. Götz betrachtete mit Erstaunen den zierlichen Rittersmann, aber wie verwunderte

er sich, als er den Herold Folgendes verkünden hörte: Dieser Ritter ist gekommen aus Frankreich, um das ganze deutsche Volk herauszuforderu, mit ihm auf ritterliche Art eine Lanze zu brechen.

Je weiter der Herold ritt, je grösser wurde die Menschenmenge, und Götz lief denn auch mit, und dachte für sich: ich will doch sehen, ob kein deutscher Mann hervortreten wird, um sich mit diesem Prahlhans zu schlagen. Aber gut Ding will Weile haben. Als sie auf einen großen freien Platz gekommen waren, ritten Herold und Ritter in die Herberg.

Es wurde aber sogleich das Wappen und Schild des Ritters unter das Fenster in seiner Herberg gehängt, und Götz erfuhr, daß der Ritter Claudio von Bâire hieß, und aus Burgund kam.

Man erzählte ihm, daß dieser Ritter ein rechter Waghals sei, und jeder sich zu fürchten habe, welcher es mit ihm aufnehmen würde. Götz sagte hierauf: Das wäre doch eine rechte Schande, wenn sich kein deutscher Ritter mit ihm schlüge! Ach, wäre ich doch ein Rittersmann! —

Sei ruhig Kleiner! — erwiederte ein einfach gekleideter Rittersmann, welcher eben vorüberging und das Wappen betrachtete. Es wird sich schon

einer mit ihm schlagen, um die Ehre deutscher Nation zu retten! — Götz betrachtete erstaunt den ihm unbekannten Ritter, welcher bald in der Menge ihm aus den Augen entschwand. Es lag in dem Gesichte desselben etwas ungewöhnliches. Seine blauen Augen hatten einen Ausdruck von Geist und Stolz, welcher Götz auffiel, und seine hohe Stirne und Adlernase machten ihn vor vielen andern kenntlich, so wie seine kräftige, männliche Gestalt.

Götz dachte noch lange an ihn, als er ihn nicht mehr sah. Er hatte ihn lieb gewonnen und wußte nicht warum.

Als er am Tage darauf an der Herberg des Ritters neugierig vorüberging, sah er einen kaiserlichen Herold, wie er eben neben dem Wappen des Ritters, ein Schild und das Wappen von Oesterreich und Burgund aufhing, und hierauf in der ganzen Stadt ausrief: Binnen neun Tagen werde Kaiser Maximilian der Erste sich mit Claudio von Bâtre im grossen Turniere für die Ehre deutscher Nation schlagen.

Und wieder folgte eine grosse Menschenmenge dem kaiserlichen Herold durch die Stadt, und Götz zog auch mit, und dachte für sich: Wenn doch

die neun Tage schon herum wären, und ich schon heute das grosse Turnier sehen könnte.

Endlich erschien der ersehnte Tag, und kaum graute der Morgen, so war schon Götz auf dem Turnierplatze und suchte sich einen Fleck, wo er das Ganze recht gut übersehen konnte.

Die ersten, welche kamen, waren die Turniervögte oder Kampfrichter.

Sie ließen die Schranken setzen, und alles vorbereiten zu dem Turniere, dann trugen sie in die Turnierrolle die Namen der Kämpfenden ein. Dann kamen die edlen Ritterfrauen und Fräulein, welche die Preise, oder wie man es damals nannte, die Dänke des Turniers vertheilten.

Sie nahmen auf hohen für sie bereiteten Sitzen ihren Platz. Es erschien auch eine schöne, prächtig gekleidete Frau, welche stolzen Schrittes einherging. — Das ist die Kaiserin, sagte ein alter Soldat, welcher neben Götzen stand. — Ach, wenn nur der Kaiser käme! rief Letzterer. — Ja, da wirst du dich wundern, Knappe, fuhr Ersterer fort, wie dieser turnieren kann! Aber der Franke soll auch gut fechten! Mag sein, aber unser Kaiser wird ihn schon ein paar Mal herzhaft um den Kopf herumschlagen, daß er genug hat. Er ist ein guter

Jäger, und auf der Gemsenjagd hat er die kühnsten Stücke aufgeführt. Er erträgt Frost und Hitze, Hunger und Durst, Schnee und Regen, und verachtet jede Gefahr, wenn es die Jagd gilt. —

Ein Geräusch unterbrach hier die Redenden.

Es waren die Herolde mit den Wappenschildern, welche geritten kamen.

Ihnen folgten die Grieswärtel mit langen Stäben. Sie ritten neben den Turniervögten hin, und wachten darüber, daß die Turnierbräuche nicht verletzt wurden.

Nach ihnen ritt noch prächtiger wie gestern gekleidet, Claudio von Bätre, auf demselben Pferde. Mit stolzem Blick sah er sich im Kreise um, und schien seines Sieges gewiß zu sein. Er war ein großer schöner Mann von vieler Gewandtheit, und eine Menge reich gekleideter Knappen bildeten sein Gefolge.

Zuletzt erschien in einfacher schwarzer Rüstung auf einem muthigen türkischen Braunen, ein Ritter von einigen Dienern begleitet. Und wie Götz dessen hohe stolze Gestalt genauer betrachtete, und ihm in das feurige Auge sah, da erkannte er denselben Ritter, welcher damals mit ihm gesprochen, als der Franke nach Worms in seine Herberg

geritten war, und nun hatte er innerlich die größte Freude, daß dieses selbst der Kaiser war.

Die zwei Kämpfer ritten auf einander zu, ohne ein Wort zu sprechen. Da ertönte ein dreimaliger Trompetenstoß und gab das Zeichen zum Anfang des Turniers. Zuerst rannten die beiden Ritter mit den Lanzen gegeneinander, so, daß die Waffen klirrten, und ohne, daß einer dem andern wich, obwohl die Trümmer davon flogen.

Sie griffen hierauf zu den Schwertern, und hämmerten einander auf den Köpfen herum. Claudio von Bätre war ein geübter Fechter, und mit grosser Gewandtheit brachte er plötzlich dem Kaiser an der Seite einen Schwertstreich bei, daß er den Panzer trennte und ihn verwundete. Nun wurde alles traurig, und fürchtete, der edle Maximilian möchte die Kraft verlieren und überwunden werden. Am meisten aber schlug unserm Götz das Herz, als er des Kaisers edles Blut fließen sah. Aber jetzt wurde erst der Kaiser noch muthiger und feuriger, denn ein Mann, der in so grossen Gefahren unverzagt gewesen, achtete diese Wunde nicht.

Er stürzte auf den Franken, welcher schon triumphiren wollte, mit solcher Gewalt und ließ

ihm dermassen die Kraft seines Schwertes fühlen, daß derselbe bei aller Gewandheit ihm nicht mehr ausweichen konnte, und betäubt vom Rosse fiel.

Schnell sprang der Kaiser aus dem Sattel, warf sich auf den Franzosen, riß ihm den Helm ab, und setzte ihm die Spitze seines Schwertes an die Kehle. Der Besiegte mußte um Gnade bitten und sich zum Gefangenen ergeben.

In diesem Augenblicke erklangen die Trompeten und alle versammelten deutschen Ritter brachen in ein lautes Jubelrufen aus, welches von allem versammelten Volke wiederholt wurde. Man sah es dem edlen Maximilian an, daß es ihm wohl that — denn er hatte ja nur die Ehre seines Volkes retten wollen, gegen die Angriffe des Franken. — Maximilian wandte sich zur Kaiserin, welche mit grosser Bangigkeit dem Kampfe zugesehen hatte, und auf ihre Fürbitte schenkte er dem Claudio die Freiheit, der sich schnell davon machte, und daß er nicht wieder kam, könnt ihr glauben.

Maximilian aber ritt vom allgemeinen Jubel begleitet, fröhlich nach Hause, und Götz kehrte nicht minder heiter und froh, daß der fremde Prahlhans in Deutschland seinen Meister gefunden, zu seinem Ritter Konrad zurück.

Nach beendigtem Reichstag zog er mit Ritter Konrad wieder heim nach Schrotzberg. Er blieb aber nicht lange dort, denn sein Ritter hatte mit seinen Streifzügen und ritterlichen Verrichtungen so viel zu thun, daß er niemals lange zu Hause blieb.

Es währte nicht lange, so kündigte ihm Konrad an: Wir müssen miteinander auf den Reichstag nach Lindau am Bodensee. Dieß war Götzen nicht unangenehm, denn er kam wieder in eine Gegend, die ihm unbekannt war, und hatte am Reisen seine Freude.

Sie kamen nach wenigen Tagen an das Ufer des Bodensee's, und Götz freute sich über die herrliche Gegend und über die schönen Weinberge, welche die Stadt Lindau, auf einer Insel liegend, die nur durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden war, umgaben.

Konrad war aber nicht so fröhlich, wie Götz, er hatte eine auffallende Bläße in seinem Gesichte, und sagte zu Götz: Mir ist gar nicht wohl zu Muthe, ich fühle mich krank — wer weiß, ob ich hier nicht sterben muß.

Nicht doch, edler Ritter, entgegnete Götz hierauf, laßt euch die bösen Gedanken vergehen und

macht mir das Herz nicht schwer. Es ist gewiß nur Einbildung!

Konrad ritt weiter und sprach kein Wort mehr darüber.

Als sie aber mehrere Monate dort waren, wurde Konrad wirklich krank, und zur Fastnachtszeit, da Alles im fröhlichen Getümmel durch die Strassen lief, fand ihn einst Götz blaß und schwach in einem Lehnstuhl sitzend. Er reichte ihm die fieberheiße Hand und sagte ihm: Lieber Götz, lebe wohl, und werde eine Ehre für die Berlichinger! Der Himmel segne dich! Grüsse mir meine Hausfrau! Ich werde sie nicht mehr sehen — und bitte dich, mich ins Kloster Schönthal begraben zu lassen! Die letzten Worte sprach er kaum mehr verständlich!

Götz fühlte, wie seine Hand eiskalt in der seinen wurde, und sahe, wie sich seine Augen schlossen auf ewig.

Als er sahe, daß er todt war, flossen seine Thränen, denn er hatte ihn lieb, wie seinen Vater.

Er ging von der Leiche fast gar nicht weg, und als sie in den Sarg gelegt wurde, legte er die Waffen des Ritters darauf, seinen Helm und

sein Schild, und zog in feierlichem Zuge zu dem Thore Lindau's hinaus auf das Kloster Schönthal zu. An der Spitze ging der Bischof von Mainz, welchem viele vornehme Ritter folgten, bis über die Brücke Lindau's hinaus, dann kehrte die Leichenbegleitung um, und Götz ritt neben der Leiche allein mit Kuno, Konrads treuen alten Diener.

Es war ein schöner heller Wintermorgen — aber Götz ritt traurig fort, und bemerkte lange nicht, was um ihn vorging.

Sie kamen durch einen langen Wald — als plötzlich Götz aus seinen Gedanken geweckt wurde, durch das Wiehern eines Pferdes, welches in der Nähe war. Er gewahrte seitwärts im Walde einen wilden Braunen, an dessen Steigbügel ein Rittersmann hing. Schnell gab er Kuno sein Pferd und eilte an die Stelle hin. — Er fiel mit rascher Hand in die Zügel des Pferdes und hielt es in seinem wilden Laufe auf, dann hieb er mit seinem Schwerte den Riemen des Steigbügels ab, so, daß der Ritter vom Pferde los kam, und band dasselbe an einem Baume an.

Er kehrte zu dem Ritter zurück und sahe, daß er blutete am Kopfe, und band ihm sein Sacktuch

herum, und suchte das Blut zu stillen. Die Wunde war nicht tief, und der Ritter blickte freundlich auf Götz und sagte: Habe Dank, du muthiger Junge! Wer bist du?

Götz nannte seinen Namen, und der fremde Ritter erzählte ihm, daß er den verstorbenen Ritter Konrad wohl gekannt habe, daß, von einem Streifzuge in die Nachbarschaft heimkehrend, sein Pferd vor der plötzlichen Erscheinung der Leiche scheu geworden und ihn abgeworfen habe.

Unterdessen kam der alte Kuno mit der Leiche heran und näherte sich dem verwundeten Ritter, welcher auf einem abgehauenen Baumstamme saß, und als Kuno ihn genauer betrachtete, entblößte er ehrerbietig das Haupt und sagte: Edler Markgraf von Anspach! Gott sei mit euch!

Erstaunt erfuhr Götz, wem er das Leben gerettet hatte. Der Markgraf aber sagte zu ihm: Du gefällst mir, dein Muth und deine Geistesgegenwart lassen hoffen, daß etwas aus dir werden wird! Wenn du deinen edlen Ritter Konrad begraben, und von der Veste Schrotzberg Abschied genommen hast, so komme zu mir nach Anspach, ich will dich unter meine Edelknaben aufnehmen.

Freudig dankte Götz dem Markgrafen für diese Verheissung.

Unterdessen näherte sich der Begleiter des Markgrafen.

Er bestieg ein anderes Pferd und ritt davon, dem erstaunten Götz ein freundliches Lebewohl zuwinkend.

Götz aber setzte auch seinen Weg fort, erreichte mit sinkender Nacht die Stadt Heilbronn, und am folgenden Tage das Kloster Schönthal.

Dort blieb er, bis die theure Leiche hinabgesenkt war in die dunkle Gruft, und ritt dann raschen Schrittes mit Kuno auf die Veste Schrotzberg zu, wo er der traurigen Hausfrau Konrads letzten Gruß brachte.

IV. Kapitel.

Götz wird Edelknabe in Anspach.

Es kam unserm Götz auf der Veste Schrotzberg gar traurig vor, seit Ritter Konrad todt war, und als der Frühling heranbrach, verließ er dieselbe und ging nach Anspach. Und siehe da, als er hinkam nach Anspach, fand er alle Leute des Markgrafen zu einem Kriegszuge gerüstet nach Burgund, und Götz erlangte die Erlaubniß, den Ritter Veit von Leutersheim auf diesem Zuge begleiten zu dürfen, wo er denn zum erstenmale etwas von einem Kriege sah. Der Feldzug schloß erst im Spätherbste dieses Jahres.

Fröhlich ritt Götz mit seinem Ritter von Leutersheim wieder zu Anspachs Thoren herein, und freute sich darauf, den Seinen von allem, was er gesehen hatte, zu erzählen.

Als sie vor dem markgräflichen Schlosse hielten, bemerkte er einen alten Mann unter denen, die ihrer harrten, welcher ihm gar wohl bekannt war.

Robert, seines Vaters alter treuer Knappe, stand vor ihm, und freudig drückte ihm Götz die Hand, denn er hatte ihn nun lange nicht mehr gesehen.

Aber Robert war traurig, und als er Götz auf sein Zimmer begleitet hatte, gab er ihm einen Brief seiner Mutter, worin sie ihm meldete, daß sein Vater gestorben sei, während er ihm Felde war.

Götz weinte heisse Thränen darüber — und sehnte sich recht nach Hause zu den Seinen, um von ihnen von dem geliebten Vater noch zu hören, der nun heimgegangen war, ohne ihn gesehen und gesegnet zu haben.

Götz ging sogleich zum Markgrafen und bat ihn um die Erlaubniß nach Jaxthausen zu seiner Mutter und zu seinen Geschwistern auf einige Zeit gehen zu dürfen. Der Markgraf gewährte seine Bitte, und als am andern Tag der Morgen graute, ritten Götz und der alte Robert miteinander auf Jaxthausen zu.

Es war ein eigenes Gefühl, welches in dem Berlichinger erwachte, als er nach langer Zeit die heimathlichen Berge und das an dem Flusse Jaxt liegende väterliche Schloß wieder sah.

Als er dasselbe betrat, und nur seine trauernde Mutter und seine Brüder und Schwestern — den Vater aber nicht mehr fand, da standen dem Knaben, der so beherzt im Felde war, die Thränen wieder in den Augen, und seine Mutter sagte: O dein guter Vater ist dieser Thränen werth! Folge seinem Beispiel und werde so brav wie er.

Götz besuchte alle Plätze, wo er mit seinem Vater früher oft gewesen war.

Er dachte daran, wie er sich in die weite Welt hinaus gewünscht hatte, und meinte nun, es sei doch auch zu Hause recht schön, und oft wünschte er in wehmüthigem Sinne — wenn es doch dein Vater erlebt hätte, dich als einen tapfern Ritter zu sehen! Doch bis dahin werden noch manche Jahre vergehen, und ich werde wohl noch lange als Knappe dienen müssen!

Gegen die Fastnacht hin kehrte er nach Anspach zurück, da ihn der Markgraf wieder zu sich wünschte.

Es währte aber nicht lange, so begegnete ihm etwas, welches Euch zeigen wird, welcher Hitzkopf unser Götz war. Unter den Edelknaben, welche mit Götz beim Markgrafen waren, befand sich unter andern auch ein junger Pole, welcher viel

auf Kleiderpracht hielt, stundenlang vor dem Spiegel stand, um seinen Anzug zu mustern, kurz, das war, was man bei uns einen Geck nennt.

Götz war von alle dem gerade das Gegentheil. Ohne in seinem Anzuge unrein und verwahrlost zu sein, so war es ihm doch unmöglich, so viele Zeit darauf zu verwenden und so ganz allein nur an Kleider zu denken, da ihm ritterliche Uebungen lieber waren, und er auch wohl einsah, daß das Kleid allein den Mann nicht mache, wenn nicht etwas besseres dahinter stecke.

Götz und dieser Pole konnten nun einander nicht leiden.

Einstmals traf es sich, daß Götz beim Essen neben diesen Polen zu sitzen kam. Er hatte sich, wie gewöhnlich, recht zierlich gekleidet und sein Haar mit Eiern gepicht, wie es damals Sitte war.

Als Götz gegessen hatte, sprang er flink, wie gewöhnlich, von seinem Sitze auf und davon.

In der Eile war er an die Haare des Polen gekommen, und hatte sie verwirrt, und seinen Rock auch etwas erwischt. Als Götz im Davonspringen dieses sah, bemerkte er zugleich, wie der

Pole hinterlistiger Weise nach ihm mit einem Brodmesser stechen wollte. Allein ungeübt wie er war, fehlte er ihn.

Aber zum höchsten Zorn entbrannte Götz über den eiteln Gecken.

Rasch zog er einen kleinen Degen, welchen er bei sich hatte, und schlug ihn damit ganz kräftig um den Kopf.

Da er dieses nur für Nothwehr hielt, glaubte er, trotz seiner blutigen Rache, gar nicht, daß ihm etwas geschehen würde, und versah seinen Dienst als Edelknabe wie gewöhnlich, ohne zu entweichen.

Am nächsten Morgen ging der Markgraf in die Kirche, um die Messe zu hören, und Götz begleitete ihn mit den anderen Edelknaben. Als sie aus der Kirche in das Schloß zurückgingen, sah Götz erstaunt, daß man das Thor hinter ihm sperrte.

Der Unter-Marschall trat auf ihn zu und befahl ihm, sich gefangen zu geben. Götz erwiederte trotzig: Laßt mich gehen! Ich glaube es nicht, ich will hinaufgehen zu den Prinzen Casimir und Albrecht.

Der Marschall ließ ihn gehen, weil er ihn nicht noch in größern Verdruß bringen wollte,

und wohl einsah, daß sich der kleine Trotzkopf wehren würde.

Als Götz zu den Prinzen kam, waren diese eben im Begriff, zum Frühstück hinabzugehen. — Weißt du was, Götz, sagte Prinz Albrecht, bleibe hier in unserm Zimmer, und hörst du Jemanden, so verstecke dich schnell in dieses Kämmerlein und versperre die Thüre wohl.

Götz folgte ihnen gern und verbarg sich an den bezeichneten Platz bis sie wieder kamen.

Es währte über eine Stunde, und diese wurde ihm ganz lang.

Endlich kamen sie wieder.

Ach, lieber Götz! rief Albrecht, all unser Bitten war umsonst, du mußt dir eine Strafe gefallen lassen!

Der verdammte Polack, fuhr Casimir fort, ist ganz allein an allem Schuld; aber du weißt ja, daß unsere Mutter eine Polin ist, den Vater hätten wir leichter zur Milde bewegen können. Er sah selbst ein, daß du nicht angefangen hast, und hätte dir gern alles geschenkt.

Aber die Mutter, fiel ihm Albrecht ins Wort, erzürnte sich sehr und sagte: Wenn ihr alle zu

eurem tollen Götz halten wollet, so versichere ich euch, daß ich euch nicht wieder freundlich ansehe, bis nicht dieser Berlichinger für sein rohes Betragen gegen den Polen in den Thurm gesperrt wird.

Götz rief zornig: Was soll ich im Thurm thun, hat's doch der Polack an mich gebracht — der Geck!

Laß dich, entgegnete Albrecht, nur eine halbe Stunde hineinsperren, nur daß der Wille der Mutter geschieht. Der Vater sagte wohl im Stillen zu mir — heute muß ich nachgeben — aber ich werde für den Berlichinger ein andersmal etwas thun, wovon er Freude haben soll, denn ich habe ihn lieb.

So will ich denn in Gottes Namen und aus Liebe zum Markgrafen in den Thurm gehen, aber haltet mir euer Wort! Mit diesen Worten sprang er fort und ließ sich willig in den finstern Thurm führen.

Es war aber kaum eine Viertelstunde vorüber, so hörte er die Thüre öffnen.

Es war Ritter Paul von Absberg, welchen die Prinzen gesendet hatten, ihm die Kerkerthüre zu öffnen.

Götz fiel ihm um den Hals und sagte ihm: Wie bin ich froh, daß ich aus diesem finstern Loch in Gottes freie Luft komme! — Das glaube ich, erwiederte der Ritter, im Kerker ist nicht gut wohnen! Dürfte ich nur den Polen jetzt hineinsperren, der hat es eher verdient, warum stach er mit seinem Brodmesser zuerst nach dir; und war es sein Verdienst, daß er dich nicht traf? — und wehren mußtest du dich doch gegen ihn! Ich habe wohl ein Wort mit dem Markgrafen darüber geredet, und er gab mir auch Recht, aber die Markgräfin will den Polen nichts geschehen lassen.

Götz hatte nun noch einen grössern Zorn auf den Polen, und ging ihm aus dem Weg, wo er konnte.

Einst bei Gelegenheit eines andern Streits, zwischen einem andern Polen und einem aus dem Rosenberger Geschlecht, lief jener Pole, wegen welchem Götz war eingesperrt worden, herbei, und trieb den Berlichinger an eine einsame Strassenecke, wo er sich zu rächen hoffte, da Niemand dabei war. Götz fürchtete sich aber nicht, sondern, nachdem er eine Zeit lang mit ihm gerungen hatte, schlug er ihn in die Flucht, und der Pole hätte von ihm noch einige tüchtige Streiche empfangen, wenn er

sich nicht durch schnelles Laufen gerettet, und in ein Haus geflüchtet hätte, wo man die Thüre hinter ihm schloß.

Götz hatte ihn aber dermassen über die Strassen gejagt, daß über hundert Menschen, sowohl von den Fenstern als von der Strasse, diesem Kampfe zusahen, und sich über die Tapferkeit des wackern Götz freuten.

V. Kapitel.

Götz wird wehrhaft.

Eines Morgens kam Paul von Absberg zu Götz und sagte ihm: Du sollst sogleich zu dem Markgrafen kommen. Götz dachte für sich: er will mir gewiß den Text lesen, wegen meiner tollen Streiche. Als er zu dem Markgrafen kam, mußte er ihn wie gewöhnlich bedienen, im Angesicht vieler vornehmer Ritter.

Dann schenkte er ihm ein neues Ritterkleid, welches er für ihn hatte machen lassen, und sagte ihm: Götz, du hast nun lange genug als ein Bube gedient, und als Edelknabe warst du muthig, wie keiner; du bist nun in dem Alter, wo ich dich wehrhaft machen kann. Götz mußte nun auf der Stelle die neue Ritterkleidung anziehen. Als er sie an hatte und vor den Markgrafen trat, gab ihm derselbe im Angesicht seines ganzen Hofes eine Ohrfeige, und sagte ihm: Dieß leide du von mir, und künftig von keinem mehr! Die Zeit ist nun gekommen, wo du solcher Behandlung entwachsen bist, und mit diesen Worten nahm er ihn bei der Hand, und führte ihn in die hellbeleuchtete Kirche.

Dort fand er die Markgräfin, die Prinzen, seinen lieben Ritter von Absberg und alle Edelknaben versammelt, auch alle, welche zum Hofe des Markgrafen gehörten. Am Eingange in die Kirche gab man ihm eine brennende Kerze in die Hand und der Markgraf führte ihn an den Altar.

Auf demselben lag ein schönes Schwert.

Am Altare empfing der Geistliche den jungen Götz. Es war ein alter ehrwürdiger Mann mit silberweißem Haar.

Nimm dieses Schwert, mein lieber Sohn — sagte er, indem er ihm dasselbe eingürtete — und gebrauche es nur für die gute Sache! Dieß ist dein erstes Ehrenzeichen. Bisher gehörtest du dem Hause, nunmehr dem gemeinen Wesen! Kämpfe ehrlich und treu mit diesem Schwerte für deinen Kaiser und für dein Vaterland, führe es muthig, wenn es gilt, einen Unterdrückten zu beschirmen, oder einem Unschuldigen zu helfen, so wirst du uns allen zur Freude einst ein tüchtiger Rittersmann werden!

Götz betrachtete mit Stolz das neue Schwert, und dankte gerührt dem Markgrafen. Dieser sagte ihm leise, als sie aus der Kirche waren: Siehst du, Götz! ich habe auch mein Wort gehalten, und dir eine Freude gemacht, für das Herzeleid, welches ich dir auflegen mußte, als ich dich in den Thurm sperren ließ. Du bist nun der erste von meinen Edelknaben, welcher wehrhaft wird, weil ich sehe, daß du dich wehren kannst, wenn man dich auf ungerechte Weise angreift! — Fröhlich beschloß Götz diesen Ehrentag, und dachte auch oft daran zurück. Er war nun wehrhaft und durfte mit dem Schwerte im Kriege dienen, er durfte zum Turnier

reiten, mit seinem Herrn, und mußte jetzt die Waffenführung gründlich lernen.

Zur Ritterzeit war es gewöhnlich, daß man mit dem 14. — 15. Jahre wehrhaft wurde. Er mußte aber noch immer dienen, und war noch lange kein Ritter; dieses wurde er erst nach bestandenen Proben viel später.

Recht innig sehnte sich Götz nach dem Augenblicke, wo er dieses ihm vom Markgrafen gegebene Schwert auch würdig gebrauchen könne. Die Gelegenheit hiezu kam bald.

Kaiser Maximilian war in Uneinigkeit gerathen mit den Schweizern, und daraus entstand ein Krieg, welchen man damals den Schweizer-Krieg nannte.

Der Markgraf stand in diesem Kriege dem Kaiser bei, und kündigte Götzen an, daß er ihn ins Feld begleiten dürfe. Sie zogen also miteinander, begleitet von vielen Dienstmännern des Markgrafen, nach Konstanz am Bodensee, wo ein Bundestag ausgeschrieben war.

Auf dem Wege dahin näherten sie sich einem Städtchen am Bodensee, Namens Ueberlingen, da begegneten ihnen zerstreute Haufen der kaiserlichen Soldaten, und sie hörten von denselben, daß

die Schweizer schon eine Schlacht ihnen abgewonnen hätten. — Hierüber brach Ritter Paul von Absberg, welcher hinter dem Markgrafen ritt, in einige Flüche aus und brummte in den Bart: Wären wir nur eher gekommen, wir wollten sie schon gehauen haben. Sie ritten nunmehr zu den Thoren Ueberlingens hinein, und der Markgraf befahl seinen Leuten, hier so lang zu bleiben, bis die Kaiserlichen sich wieder alle gesammelt hätten.

Als dieß geschehen war, machte sich der Markgraf mit seinen Leuten auf, und schlug den Weg nach Konstanz ein. Es wurde Nacht und sie hatten die Stadt nicht erreicht, — ja es lag noch ein grosser langer Wald vor ihnen.

Götz konnte nicht begreifen, warum der Zug so langsam ging, und wie erstaunte er, als mitten im Walde der Markgraf befahl, Halt zu machen.

Alle durften von ihren Pferden absteigen, und es wurden Lebensmittel und Getränk an die ganze Mannschaft vertheilt. Der Markgraf ging hin und wieder, und dann und wann kamen Boten, welche ihm etwas in die Ohren flüsterten. Bald darauf entstand im Walde ein Geräusch, und es kam ein grosser Zug kaiserlicher Soldaten.

An der Spitze derselben ritt ein Mann mit einem grünen Rocke und einem grünen Stutzkäpplein, und über demselben einen grossen grünen Hut, so daß man ihn für einen Tyroler gehalten hätte. Als er näher kam, ging der Markgraf zu ihm hin, und die Strahlen des eben aufgehenden Mondes fielen durch die Zweige auf sein Gesicht, und Götz erkannte den Kaiser Maximilian.

Er sagte zu Paul von Absberg: der Kaiser hat gewiß einen guten Anschlag im Kopf, weil er so in der Nacht zu uns stößt, und so sachte reitet.

Er soll sich nur nicht lang besinnen, und seinem Kopfe folgen, entgegnete der Ritter von Absberg.

Während dem war der Kaiser vom Pferde gestiegen und mit dem Markgrafen und andern der Seinigen unter eine grosse Eiche getreten, wo sie sich zu berathen schienen.

Sie werden ihn schon wieder zu bereden wissen, brummte Paul von Absberg ganz heimlich zu Götz, damit er jetzt nicht angreift, wo die beste Zeit wäre, die Schweizer zu überrumpeln! Der Markgraf kam bald ganz ärgerlich hin zu dem Absberger und flüsterte diesem einige Worte in die Ohren, und so viel Götz davon merkte, war es, daß beschlossen worden sei, daß man erst am Morgen

angreifen wolle. Der Absberger sprach nun vor Zorn kein Wort mehr. Götz aber erwartete mit Ungeduld den Morgen.

Als der Tag graute, sassen alle auf und mußten sich in Schlachtordnung stellen. Götz saß auf seinem Pferde mit einer grossen langen Lanze, welche weiß und schwarz gemalt war, auf dem Helm hatte er eine grosse weiß und schwarze Feder, und an der Lanze eine grosse Fahne von denselben Farben. Es war damals gewöhnlich, daß man die Farben seines Herrn trug, und Götz mußte daher die des Markgrafen führen, welchem er diente.

Ihr könnt euch denken, mit welchem Stolze Götz auf seinem Pferde saß mit seiner grossen Fahne, um jetzt als ein Wehrhafter die Schlacht mitzumachen.

Und siehe, auf einmal reitet der Kaiser auf ihn zu und fragt ihn: Wem gehörst du! Und Götz antwortete: Dem Markgrafen Friedrich von Anspach, meinem gnädigsten Fürsten und Herrn. Hierauf versetzte der Kaiser: Du hast einen langen Spieß und eine grosse Fahne daran, reit mir dorthin zu jenem Haufen, bis der, welcher den Reichsadler trägt, von Konstanz herauskommt, damit man gleich sieht, wo er hinreiten muß.

Götz, welcher den Kaiser kannte, folgte ihm nur, ohne Jemanden zu fragen, und ritt auf die bezeichnete Stelle hin. Sie kamen bald heraus mit dem Reichsadler, aber sie brachten dem Kaiser die Botschaft, daß sich die Schweizer gesammelt hätten, und zwar in solcher Uebermacht, daß es nicht rathsam wäre, sie anzugreifen. — Der Kaiser wandte sich mit zornigem Blick zu den Hauptleuten, welche ihm gerathen hatten. Wäre ich doch meinem Kopf gefolgt, und hätte ich die Schlacht gleich im ersten Augenblick, wie ich wollte, in dem Schwaderloch herzhaft gewägt, so hätten wir die Schweizer geschlagen!

Und sogleich befahl er den Aufbruch, und ritt mißmuthig von dannen.

Armer Kaiser, sagte Götz für sich, so geht es denn auch dir so, daß du oft nach anderer Leute Sinn handeln mußt!

Es kam aber, nachdem der Kaiser fort war, einige Tage darauf zu einem kleinen Treffen bei Schaffhausen in dem Orte Taingen.

Dort hatten sich mehrere Schweizer in dem Kirchthurm versteckt, und wehrten sich und wollten sich nicht ergeben. Ritter Paul von Absberg und Götz kämpften wacker mit, und Letzterer lief, als

ihm sein Pferd erschossen wurde, zu Fuß mit hinein in die Kirche, und glaubte die Schweizer zu erwischen. Da sah er, wie würtembergische und markgräfliche Reiter und Ritter unten in den Thurm Pulver thaten, um die Schweizer zu verbrennen.

So gingen denn alle Schweizer zu Grunde, welche drinnen waren.

Götz eilte aus der Kirche, da er die gefährliche Wirkung des Pulvers kannte, und er sah, daß mehrere Würtemberger drinnen blieben, welche er nicht mehr herauskommen sah.

Wahrscheinlich mußten sie eines elenden Todes sterben.

Als das Pulver den Thurm in Brand steckte, und in die Luft sprengte, sah Götz einen Schweizer sich vom Thurm herunterstürzen mit einem Knaben auf dem Arm. Der Schweizer blieb todt, aber der Knabe lief frisch und gesund fort. Da nahm ihn einer von den Knappen des Markgrafen zu sich auf das Pferd, und sagte: Du armes Kind, ich will dich nicht verlassen! du hast wohl nun Niemanden mehr auf der Welt. — Und Götz freute sich über die Menschlichkeit des alten

Knappen und dachte: Sieht man doch, daß auch im wilden Kriege ein gutes Herz noch Mitleid fühlt mit dem Unglück der Unschuldigen!

VI. Kapitel.

Götz kommt nach Sottenberg.

Der Kaiser hatte Friede gemacht mit den Schweizern und Markgraf Friedrich zog mit den Seinen heim gen Ansbach.

Götz aber ritt nach Jaxthausen zu seinem Bruder Philipp, der still auf seiner väterlichen Burg hauste.

Götz aber hatte keines Bleibens daheim, der ritt gern auf und ab im Lande, seine Kräfte zu versuchen, und sich des Lobes zu freuen, das seine Keckheit und Gewandtheit erwarb, wie dieß die Weise der Jugend ist von jeher.

Eine starke Hand und ein tapferes Herz gelten noch jetzt in der Welt, aber dreimal so viel galten

sie in der Zeit, da Götz lebte, denn auf all den Burgen, die Deutschlands Berge bedeckte, galt kein Gesetz, als das der Waffen und der kriegerischen Ehre, und all die Thäler und Gauen unsers Vaterlandes kannten nur den Schutz ihres tapfern Herrn oder ihres eigenen Muthes.

In den Städten allein, hinter hohen Mauern, galt Recht vor Gewalt. Draussen aber half sich jeder selber, und wehe da dem Schwachen und Feigen.

Wie vom Anfang der Welt überall und zu jeder Zeit Geiz, Neid, Stolz und Rache die Menschen entzweiten, so war es auch zu jener Zeit, und daß da ein rüstiger Geselle, wie Götz, gar vielen ein willkommener Gast war, und sein Schwert in manchem Streite glänzte, ist wohl eben kein Wunder.

Dieß war aber eine böse Zeit, und wenn euch einer erzählt von dem lustigen Ritterleben, von den männlichen Thaten seiner Ahnen, von den starken kühnen biedern Helden auf den stolzen Bergschlössern euers Vaterlandes, so fragt ihn doch auch: wie es dem Bauersmann ergangen unten im Thale und dem Kaufmann, der gern friedlich seines Weges zieht? —

Weil aber jedwedes Recht oder Unrecht nur mit der Faust bewiesen wurde, so hieß man jene Zeit das Faustrecht!

Und in solch kühnen Abenteuern brachte auch Götz seine Tage hin, und so ritt er denn eines Tages nach Sottenberg bei Würzburg zu Neidhart von Thüngen, seinem Oheim, um ihn zu seiner Reiterei um ein Pferd zu bitten.

Allein der erfahrne Ritter Neidhart behielt den Neffen bei sich, da er fürchtete, daß derselbe in gefährliche Händel verwickelt werden möchte.

So mußte ihm Götz noch längere Zeit als Knappe dienen, denn auch das war ein Hauptzug in der Jugend seiner Zeit, daß sie bei aller Kühnheit, welche man ihr verzieh, gehorchen mußte.

Der ältere erfahrne Ritter duldete bei der Jugend keine vorlaute Rede und kein höhnisches Wort, der Jüngling hielt das Dienen und Gehorchen für keine Schande, und dafür konnte er auch zu kräftiger That befehlen, wenn er ausgedient hatte.

Götz mußte den ganzen Winter auf der Veste Sottenberg bleiben.

Und als der Frühling heranbrach, sah er plötzlich einmal einen kleinen Rittersmann vor sich stehen, den glaubte er wohl zu kennen.

Und dieser Ritter war Hänslein von Eberstatt aus dem Weinsberger Thale, und richtete Götz einen Gruß aus von dem alten Paul von Absberg, seinem Kampfgenossen.

Auch meldete er ihm, daß der Markgraf von Anspach einen Krieg vorhabe gegen die Nürnberger, mit welchen er im Streite lebte.

Nun hatte aber Götz keine Ruhe mehr zu Haus, und auch sein Oheim wehrte es ihm nicht, sondern ließ ihn gern in den Kampf ziehen für den Mann, welcher ihn groß gezogen hatte.

VII. Kapitel.

Götz zieht in die Schlacht gegen die Nürnberger.

Mit dem Anbruche des Tages war Götz auf dem Wege nach Anspach, und gleich ein paar Tage darauf zog er mit seinem Hauptmann, Paul von Absberg, gegen die Nürnberger.

Mit der tiefen Nacht erreichten sie Schwabach; allein noch war hier ihres Bleibens nicht, und sie ritten noch eine halbe Stunde weiter. Als sie einen grossen finstern Wald erreicht hatten, hörten sie leise flüstern. Schon glaubten sie vom Feinde überfallen zu werden, und schon sahen sie einen Ritter mit mehreren Reitern hervor kommen.

Seid Ihr es, Christoph von Gieg, fragte Paul von Absberg, und der andere berichtete mit kräftiger Stimme: Ich habe hier Wache gehalten, ihr aber müßt noch weiter fort, näher an Nürnberg hinziehen.

Götz dachte für sich: Der tapfere Christoph von Gieg hat sich gewiß den Platz gewählt, wo

man am ersten etwas ausrichten kann, und ritt hin zu ihm.

Da fielen die Strahlen des Mondes auf seine Rüstung, und der Ritter von Absberg fand ihn wieder und rief: Christoph! Christoph!

Und trotzig wendete sich dieser um, und fragte: Was schreit ihr den so? — Laß mir doch, entgegnete der Absberger, meinen Berlichinger bei mir, und behalte lieber meinen Vetter bei dir.

So kam denn Götz wieder an die Seite seines alten Hauptmanns, um mit ihm gegen Nürnberg zu reiten. Schon waren sie ziemlich nahe an Nürnberg, da sahen sie einen grossen Kriegszug auf sie heran kommen. Die Nürnberger fingen bald an, wacker auf Ritter von Absberg und seine Mannschaft zu schießen.

Dieser stellte sich, als ob er flüchtig wäre, und eilte dem Walde zu. Der Feind folgte ihm mit einer langen Reihe von Wagen mit Soldaten und Geschütz, welches man eine Wagenburg nannte, und schoß ihnen tüchtig an den Ohren vorbei.

Paul von Absberg erreichte glücklich den Wald, und fand dort den Markgrafen mit seinen Leuten versteckt. Er hielt in Schlachtordnung mit den

Seinen und einigen hundert Schweizern, und wollte mit dem Absberger den Nürnbergern entgegen ziehen.

Als aber die Mannschaft des Markgrafen die Wagenburg sah, ergriff sie die Flucht. Nicht so Paul von Absberg und Götz; diese ritten dem herannahenden Feind festen Muthes entgegen.

Zu den Kriegszügen jener Zeit gehörte eine Wagenburg, dieß war eine Reihe von Packwagen, welche nebeneinander aufgefahren wurden, und einen Wall gegen den Feind bildeten, welcher von den Reitern nicht so leicht durchbrochen werden konnte.

Auf diese Weise wollten sich eben die Nürnberger schützen, und eine Schwenkung beginnen, um ihre Wagen aufzustellen.

Da stürzte Götz auf den vordersten Fuhrmann hin und hieb ihn vom Pferde mit kecker Hand.

Nun waren die Pferde ohne Fuhrmann, und der ganze Zug gerieth dadurch in die größte Verwirrung.

Götz benützte dieß und bemächtigte sich der Lücke, welche dadurch entstand.

Immer muthiger drängten die Markgräfler nun vor, aufgeregt durch Götzens kühne That, und

in immer größere Unordnung geriethen die Nürnberger, und endlich ergriffen sie alle die Flucht.

So ging ihnen die Schlacht verloren, und die Wagenburg und das Geschütz fiel in die Hände der Sieger.

Unter fröhlichen Gesängen und die Helme mit grünen Zweigen geschmückt, kehrten diese heim nach Schwabach.

Und wie man gerne eines schönen Morgentraumes denkt, so gedachte Götz gerne seiner kühnen Waffenthat, noch lange, als er wieder nach Anspach zurückgekehrt war.

Und so schlenderte er eines Tages fröhlichen Herzens mit ein paar Kameraden einem Wirthshause in Anspach zu.

Er fand es voller Leute, und gewahrte mitten unter denselben einen kleinen Mann, welcher auf einem hohen Sitze saß, und dem Groß und Klein aufmerksam zuhörte.

Und wie er sich den Mann genauer betrachtete, erkannte er Hänslein von Eberstatt wieder, welcher von Nürnberg Folgendes erzählte:

Das kann ich euch sagen: es war ein so grosser Schrecken in Nürnberg, wie man ihn noch niemals sah. Die Flüchtigen drängten sich dermassen an

das Thor hin, daß viele in die Stadtgräben hinabfielen. Dann waren sie in solcher Angst, daß die Markgräfler kämen, daß sie die Brücke abgetragen haben, und auf die Burg und auf die andern Thore zugelaufen sind. Sie waren so in Verwirrung, daß sie die Fliehenden für den Feind hielten, welcher auf die Stadt zu eile.

Wir waren müde genug, fiel ihm Götz ins Wort, bis wir die Wagenburg in unser Lager brachten, wir hätten Nürnberg nicht mehr erreichen können. Wären wir ausgeruht gewesen, so wollten wir ja Nürnberg auch weggenommen haben!

Und als sich Götz in der Zechstube umsah, gewahrte er im Hintergrunde derselben Paul von Absberg mit dem Ritter von Rosenberg sitzend.

Sie waren in einem lebhaften Gespräch, und hatten ihn gar nicht gesehen.

Da hörte Götz wie der Rosenberger sagte: Unser Markgraf hat doch wirklich recht brave Leute.

Ja wohl, erwiederte der Absberger, aber da waren bei Nürnberg zwei Berlichinger, keine willigern und muthigern habe ich nicht gesehen! Bei diesen Worten wurde es Götzen wohl ums Herz, denn er wußte, daß er gemeint sei, und daß er es verdiene.

Auch Ihr werdet es in Euern Herzen fühlen, daß nur ein verdientes Lob einen Werth hat.

In jener Zeit aber war es nicht Sitte, die Menschen übermässig zu loben, denn es war etwas gewöhnliches, tapfer zu sein.

Es war aber etwas ungewöhnliches, wenn man durch niedrige Schmeichelei etwas erwerben wollte, dieß überließ man dem Muthlosen, der sonst nichts galt.

Um so grösser war darum die Freude unsers Götz über das gerechte Wort seines Hauptmanns, und er fand es so natürlich, seine Pflicht gethan zu haben, daß über ihn keine garstige Eitelkeit kam.

Doch merkte er sich die Worte, und wenn ihm der Markgraf zwei Tausend Gulden geschenkt hätte, da er ein armer Geselle war und es wohl hätte brauchen können, so wäre seine Freude auch nicht grösser gewesen.

Die unbefleckte Ehre eines edlen Ritters galt in jener Zeit mehr als Geld und Gut.

VIII. Kapitel.

Götz wird zum Ritter geschlagen.

Mit freundlichem Gesichte trat aber einige Tage darauf der sonst so ernste Paul von Absberg zu Götzen ins Zimmer und verkündete, daß ihn der Markgraf Casimir zum Ritter schlagen wolle.

Mit der Ritterwürde waren in jener Zeit grosse Feierlichkeiten verbunden.

Der Jüngling mußte einen ganzen Tag in strengem Fasten zubringen, und die ganze Nacht im frommen Gebete mit einem Geistlichen.

Als Götz diesem getreulich nachgekommen war, wurde er ganz weiß gekleidet, dieß sollte ein reines Gemüth bedeuten, welches die erste Zierde eines Ritters ist.

In der Schloßkapelle erwartete ihn der Markgraf Casimir, welcher seinen Jugendgenossen, den sonst so kecken Götz, mit gefalteten Händen und tiefer Rührung herankommen sah.

Er kniete am Altare nieder, bekannte dem Priester alles, was er Unrechtes gethan hatte, und that Busse, das heißt, er erklärte öffentlich seine Reue darüber.

Hierauf nahm der Priester ein köstliches Schwert, welches auf dem Altare lag, und befestigte ihm dasselbe um den Hals. Dann reichte er ihm das heilige Abendmahl.

Und der Markgraf führte hierauf Götz in die Kirche hinaus.

Dort überreichte Götz das ihm an einer weißen Binde umgehängte Schwert dem am Altare stehenden Geistlichen.

Dieser segnete es und hieng es ihm wieder um den Hals.

Nun trat Götz vor den Markgrafen Casimir hin, welcher auf einem erhöhten Sitze Platz genommen hatte.

Und er fragte ihn: Warum, Götz von Berlichingen, willst du ein Ritter werden?

Götz antwortete: Ich begehre nicht die Ritterwürde, um reich zu werden, oder um des eitlen Ruhmes willen; ich habe nicht im Sinne, zu kriechen und zu schmeicheln, aber ich strebe nach

Edelmuth in der Gesinnung, welcher zum wahren Ritterthum gehört. Ich will für die Tugend, für Recht und Wahrheit streiten!

Du weißt wohl, fuhr der Markgraf fort, daß nur der zum Ritter erhoben wird, der den Muth und die Kraft besitzt, das allgemeine Beste zu vertheidigen. Nicht dein jetziges Versprechen allein, auch deine frühere Handlungsweise muß dich werth machen des Ritterschlags.

Ich bin mir bewußt, daß ich nichts Schlechtes gewollt, erwiederte Götz.

So schwöre denn, fuhr Casimir fort, den Rittereid!

Als dieses geschehen war, reichte ihm der Markgraf die goldnen Sporen, welche das erste Kennzeichen eines Ritters waren.

Ihm folgte Neidhart von Thüngen und gab ihm das Panzerhemd und den Harnisch.

Elisabeth, seine Base, reichte ihm mit thränendem Blick die Panzerhandschuhe, und Paul von Absberg umgürtete ihn mit dem Schwert.

Nun kniete Götz nieder und betete mit Andacht.

Casimir trat hierauf mit dem entblößten Degen hervor und versetzte ihm mit demselben drei Schläge auf die Schulter.

Man pflegte gewöhnlich beim ersten Schlage zu sagen: Sei tapfer! Beim zweiten: Sei unverzagt! Beim dritten: Sei getreu! Und dieses nannte man den Ritterschlag.

Hierauf stand Götz auf, alles umringte ihn und wünschte ihm Glück!

Er aber verließ die Kirche, schwang sich auf sein reich geputztes Pferd, und ritt wohlgemuth und träumend von Ruhm und lustigen Reiterstücken davon.

IX. Kapitel.

Götz besteht ein Abenteuer mit dem Affen.

Obwohl nun Götz ein Ritter war, so mußte er dennoch seinem Oheim von Thüngen dienen. So gehorsam er seinem Oheim war, so wenig glaubte er von andern leiden zu dürfen.

Es begab sich einstmals, daß ihm zu Hammelburg, wohin er mit seinem Oheim geritten

war, in einer Herberg eines Amtmanns von Solleck Knecht, welchen man gewöhnlich den Affen hieß, mit gar spöttischen Reden zu beleidigen suchte, indem er zu ihm sagte: Will der Herr Junker vielleicht auch sich zu uns Knechten begeben, und dergleichen mehr. Götz antwortete ihm damals: Wenn wir einmal im Felde zusammenstoßen, wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht ist, und ging davon.

Einige Zeit darauf, als er auf einem Streifzuge begriffen war, in welchem er Neidhart von Thüngen diente, sah er von einem kleinen Walde zwei Reiter herauskommen.

Und wie er sie genauer betrachtete, erkannte er den Amtmann von Solleck und jenen Knecht, genannt den Affen. Götz rannte gleich gegen sie, und spannte schnell seine Armbrust.

Der Amtmann aber floh sogleich ins nahe Dorf.

Götz dachte für sich: Warte nur, du holst mir gewiß die Bauern heraus, um mich zu fangen.

Da sah er, daß der Affe auch eine Armbrust hatte, und dennoch floh er dem Amtmann nach. Götz folgte ihm bis sie an einen Hohlweg kamen, und schoß auf ihn, streifte ihn aber nur am Rücken.

Der Affe sah, daß Götz seine Armbrust nicht gleich wieder spannen konnte, wartete am Thor auf ihn, und schoß ihn auf den Brustharnisch, daß der Pfeil in viele Stücke über Götzens Kopf hinsprang. Götz hatte keinen Pfeil auf seiner Armbrust, da warf er ihm die ganze Armbrust an den Kopf, zog sein Schwert und rannte ihn zu Boden, so, daß sein Pferd mit der Nase auf der Erde lag. Dieser aber schrie fortwährend nach den Bauern um Hilfe, und Götz vergaß in der Hitze, daß er so den Bauern ganz in die Hände fallen würde. Da gewahrte er einen Bauern, welcher schon den Pfeil auf der Armbrust hatte, und schnell schlug er ihm denselben herunter, steckte das Schwert ein, und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache.

Während er auf diese Weise den Bauer beruhigt hatte, kam unversehens ein ganzer Zug Bauern, mit Handbeilen und Steinen behaftet und umringten ihn.

Sie begrüßten ihn dergestalt mit Steinwürfen, daß er glaubte, es werde ihm die Pickelhauben heruntergerissen. Ein Bauer stürzte mit einem langen Spieß auf ihn zu; Götz rannte ihm ent-

gegen, gewann aber bei dieser Gelegenheit wieder sein Schwert.

Der Bauer aber versetzte ihm einen solchen Schlag mit seinem Spieße, daß er ihm bald den Arm entzwei geschlagen hätte.

Götz aber hieb nach ihm, und er fiel nieder.

Einem andern Bauern, welcher gleichfalls auf ihn losstürzte, gab er einen solchen Schlag, daß er endlich Platz gewann.

Nun wollte aber sein Pferd, welches müde wurde, nicht mehr weiter.

Als er endlich am Thore war, wollte eben einer zuschlagen — dann wäre er verloren gewesen.

Götz war aber ein gewandter Reiter und pfeilschnell war er zum Thore hinaus.

Und siehe da, der Affe hatte vor dem Thore gelauert mit vier Bauern, und diese fingen wieder zu schießen an, aber Götz jagte alle fünfe davon.

Nun wollten die Bauern Sturm läuten, und einer derselben stürzte Götzen nach mit einer Pflugsäge, aber Götz hatte ihn gleich gefangen und schenkte ihm das Leben unter der Bedingung, daß er ihm die Armbrust wieder brächte, welche er nach dem Affen geworfen hatte.

Und der Bauer versprach es und hielt Wort.

Und Ritter Neidhart, welcher nun nicht mehr ferne war, sagte zu Götzen: Hast du nun genug, du wilder Gesell! Erzähle mir nun, wie du dich herausgehauen.

Und sie ritten in heitern Erzählungen weiter.

X. Kapitel.

Götz wird in den Arm geschossen.

Aber nicht lange sollte Götz in Ruhe und Friede bleiben.

Ein neuer Krieg begann in Bayern nach dem Tode Herzog Georgs von Bayern, und Götz mußte seinen Oheim von Thüngen dahin begleiten.

In diesem Feldzuge kam es bei Landshut zu einem harten Treffen.

Götz liebte die Gefahr, wie jedes junge Blut, und so hatte er sich denn an den gefährlichsten



Platz hinbegeben, auf welchen gerade die Nürnberger ihre Feldschlangen hingerichtet hatten.

Und während sich Götz nach einer vortheilhaften Stellung umsah, um auch mit einem von den Feinden eine Lanze zu brechen, da fühlte er auf einmal, wie ihm die Kugel einer Feldschlange den Schwertknopf aus der Hand riß, und zersprengte, und mit ungeheuerm Schmerz empfand er, wie ihm die Hälfte des Schwertknopfes in den Arm ging.

Seine Hand war zerschmettert, und hing nur noch ein wenig an der Haut.

Ihr werdet nun wohl denken, daß er ein grosses Geschrei anfing über seine Verwundung, aber nein, ein tapferer Geselle wie er war, wußte den Schmerz zu besiegen.

Ihm wäre es das Aergste gewesen, wäre er gefangen worden, also ließ er sich nichts merken, sondern wandte langsam seinen Gaul und zu seinen Leuten zurück.

Und wie er hinreitet, kömmt ein alter Landsknecht zu ihm, den bittet er: Bleibe bei mir — und sieh hier, wie mir's gegangen!

Der Landsknecht lief fort um einen Arzt, welcher ihn verband, und so brachte er unter grossen Schmerzen die Nacht im Lager zu.

Am andern Morgen wurde er in der Kühlung, denn es waren gerade sehr heisse Tage, nach Landshut gebracht. Traurig wurde Götz auf einem Wagen dahin gefahren unter guter Begleitung. Und wie er dahin zog, stieß er auf einen feindlichen Haufen, welcher die in der damaligen Zeit gewöhnliche Feldwache gehalten hatte.

Auf einmal wurde sein Wagen angehalten, allein die Stimme des Führers des feindlichen Haufens schien ihm bekannt.

Wen führt ihr da? fragte derselbe, und wie er näher trat, rief Götz: Christoph von Gieg! Wir sind ja bei Nürnberg beisammen gewesen, und jetzt müssen wir gegeneinander fechten!

Donnerwetter! rief der Ritter von Gieg, mit deinem Arm sieht's schlimm aus. Armer Götz! kann ich dir denn gar nichts Gutes erweisen? Wo wirst du denn in Landshut wohnen?

In der Herberg des Ritters von Thüngen.

Nein! du mußt in meiner Herberg wohnen, das leid ich nicht! Du sollst gut aufgehoben sein bei mir, wie ein Bruder!

Gott wird es euch vergelten, sagte Götz, ich nehme es gerne an, und er ließ sich von Christoph von Gieg in sein Nachtquartier begleiten.

Wie ein Vater sorgte dieser für ihn, gab ihm Geld, und dieß that ihm wohl in seiner Krankheit, denn Götz war arm, und sein langes Daliegen und der Wundarzt kostete ihn viel.

Sein edler Freund leistete willig alles, was ihm in seinen Schmerzen eine Erleichterung sein konnte, und täglich besuchte er ihn, um ihm die Zeit, welche ihm recht lang wurde, zu vertreiben.

Der Arm thut mir weh, sagte eines Tages Götz zu dem Ritter von Gieg, aber weher noch thut es mir im Herzen, daß es nun mit meinem schönen Reiterleben zu Ende ist.

Ihr werdet nicht sterben, tröstete ihn Christoph.

Aber auch nicht leben! sagte Götz, wenn ich nicht reiten und fechten kann; denn wie will ich mit dieser verkrüppelten Hand mehr ein Schwert führen?

Und bei diesem Gedanken wäre dem Götz das Weinen näher gewesen, als in allen Gefahren seines Lebens.

Gibt es doch noch Leute mit einer Hand, die doch noch die Reiterei treiben, versetzte Gieg.

Mir ist auch einer eingefallen in meinen einsamen Stunden, sagte Götz, ein Knecht, welcher Köchle hieß, und welcher mit einer Hand so viel gegen den Feind leistete, wie ein anderer mit zwei Händen.

Siehst du! Laß dir nur nicht leid sein, sagte Christoph.

Götz erzählte ihm hierauf, wie er immer im Sinne habe, sich eine eiserne Hand machen zu lassen, und der brave Ritter ging ihm auch darin mit Rath und That an die Hand.

Nachdem er täglich gekommen war, erschien er auf einmal nicht mehr, und als Götz nach ihm fragte, sagten sie ihm: Der brave Christoph von Gieg ist an der jetzt herrschenden bösen Krankheit, die rothe Ruhr genannt, verschieden. — Da segnete Götz still und traurig seinen verlornen Freund. und die Zeit wurde ihm noch länger als vorher,

Nachdem er mehrere Monate krank in Landshut gelegen, ging er endlich mit einer künstlich gemachten eisernen Hand aus seiner Krankheit hervor, und man nannte ihn von nun an Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Dieser Beinamen war ihm aber zu seiner Zeit keine Schande, sondern eine ehrenvolle Erinnerung an seine Tapferkeit, und im Kriege konnte man sagen: er führe eine eiserne Hand, die Niemanden wich.

XI. Kapitel.

Götz heirathet.

Während aber Götz so lange in Landshut auf dem Krankenbett gelegen hatte, war ihm oft der Gedanke gekommen: wenn du nun verheirathet wärst, so hättest du doch eine Seele auf der Welt, die sich deiner annehme und getreu bei dir aushalten würde; und dann dachte er wieder, wer wird einen solchen Krüppel noch mögen, wie ich bin! — Aber lebhafter sehnte er sich nach einem häuslichen Leben, welches in damaliger Zeit mitten in allen Abenteuern des Reiterlebens hoch stand.

Damals wurden die Mädchen für das Haus erzogen, in welchem sie einst durch Liebe, Treue und Thätigkeit das Leben des Mannes, welcher ihnen bestimmt war, erheitern sollten.

Sie durften nicht in der Welt herumschwärmen, wie in unserer Zeit, und von einem Vergnügen zum andern eilen, sondern fein im Hause bleiben, und durch die Arbeit, welche ihnen anstand, wurden sie froh und zufrieden.

Sie mußten dafür sorgen, daß es dem Vater, dem Gemahl und dem Bruder im Hause bequem ward, und das meiste, was die Männer bedurften, verfertigten sie mit fleißiger Hand im Hause.

Dafür wurden sie aber hochgeachtet von der Ritterwelt, und wenn sie das Haus verließen, um dann und wann einem Feste beizuwohnen, war ihre Freude um so grösser, weil sie nach der Arbeit kam.

Sie mußten den Faden spinnen zu den Röcken und Hemden, die sie trugen, und selbst Fürstentöchter schämten sich damals solcher Arbeit nicht.

Im Hause waren sie einfach gekleidet, und liebten nicht die Kleiderpracht, weil sie einsahen, daß es sie nur unzufrieden mache, und nur an hohen Festen erschienen sie in stattlichem Gewand.

Dafür wurde auch bei der Wahl einer Hausfrau nicht immer auf Geld und Gut gesehen, sondern auf Sittsamkeit, Holdseligkeit und Häuslichkeit.

So war denn auch in Götz der Wunsch lebendiger geworden, sich eine Hausfrau zu suchen, und er ging nach Jaxthausen zu seiner Mutter, um ihr als ein treuer Sohn seine Absicht zu sagen. Und wie er sein altes väterliches Schloß betrat, schaute er umsonst an den Erker hinauf nach seiner Mutter, welche ihn von dort aus gewöhnlich bewillkommte, und wie er in die Stube trat, fand er sie schwach und krank darniederliegend, ein Bild des ihr nahenden Todes.

Da kniete er nieder an ihrem Bette und empfing ihren mütterlichen Segen. Und als sie ihn mit zitternder Stimme ausgesprochen hatte, reichte sie ihm die erkaltende Hand, und schloß dann ihre Augen für ewig.

Wie einsam war ihm nun das grosse Schloß, in welchem er mit seinem Bruder Philipp allein hausen sollte.

Er konnte dieses traurige Leben nicht lange aushalten, und ritt nach einem langen Winter hinüber nach Sottenberg zu seinem Oheim von Thüngen.

Dort fand er Elisabeth von Saxenheim wieder, eine entfernte Verwandte seines Oheims, mit welcher er als Knabe gespielt, und welche seine Mutter wegen ihrer Sanftmuth immer geliebt hatte.

Nicht wahr Elisabeth, sagte er, du fürchtest dich wohl vor mir mit dieser eisernen Hand?

O nein! erwiederte das Mädchen, erinnert sie mich doch an deine Tapferkeit, um derentwillen ich dich achten muß.

Da fragte er treuherzig Elisabeth, ob sie nicht seine Hausfrau werden wolle, und sie erwiederte ein freundliches Ja, und bat ihren Vetter Thüngen an die Mutter zu schreiben, welche denn gern ihre Erlaubniß gab.

Im Herbste führte Götz seine Elisabeth heim in die väterliche Burg.

XII. Kapitel.

Götzens Streit mit dem Bischof von Bamberg.

Ich habe es euch schon erzählt, wie in jener Zeit das Faustrecht geübt ward, und Götz wurde in manches Abenteuer dieser Art verwickelt, da er gern in solchen Streifzügen seine Tapferkeit zeigte, und seiner Kampflust ein Genüge that. So hatte ihm denn einstmals sein Schwager geschrieben, daß er sich eines Handwerksmannes annehmen möchte, welcher bei einem Scheibenschießen zu Köln von dortigen Leuten sehr betrogen worden war.

Dieß gab Veranlassung, daß Götz mit seinen Leuten auf kölnische Kaufleute lauerte, und zwei davon glücklich gefangen nahm.

Es war Vater und Sohn.

Diese beiden Männer von Köln hatten aber alle ihre Waaren und Güter in Leipzig und baten Götz, sie doch dahin ziehen zu lassen.

Allein Götz ließ nur den einen fort, und zwar den Vater, weil er dachte, diesem würde, da er alt war, die Gefangenschaft beschwerlicher.

Den Sohn behielt er bei sich in Verwahrung, bis der Bürgersmann von den Kölnern die ihm gebührende Entschädigung erhielt, welche sein Schwager verlangt hatte.

Er sendete dem Vater zur sichern Begleitung einen Buben entgegen, welchen Götz bei sich hatte, und der ihm sehr werth war.

Reinhard, so hieß dieser junge Knappe, sollte den alten Kaufmann wieder glücklich zu seinem Sohne bringen. Hierauf gab der Alte sein Wort, und Götz ließ ihn vertrauungsvoll von dannen ziehen, und sendete ihm zur bestimmten Zeit seinen Reinhard entgegen.

Aber wie erstaunte Götz, als der Bube und der Kaufmann nicht kamen, und eben wollte er auf Kundschaft reiten, um etwas von ihnen zu hören, als sein getreuer Freund Hans von Selbitz zu ihm kam und ihm berichtete, daß der Bischof von Bamberg, Georg von Limburg, ihm seinen Reinhard gefangen habe durch die Verrätherei des Kölner Kaufmanns.

Ihr könnt Euch wohl denken, in welche derbe Flüche Götz hierüber ausbrach, und wie sehr ihn sein guter Reinhard reute.

Er schrieb nun sogleich an den Bischof von Bamberg, er möchte ihm seinen Buben wieder herausgeben.

Weißt du, erzählte ihm Hans von Selbitz, welchen losen Streich ihnen dein Reinhard gespielt hat.

Sie hatten nichts anders im Sinn, als dich mit Hülfe des Buben gefangen zu nehmen.

Reinhard hatte ihnen erzählt, daß du ihn an einen Platz im Walde bei Höchstädt hin beschieden hättest.

Nun bekleideten sie einen andern Knaben mit der schwarzen Rüstung deines Reinhard, und ließen ihn in den bezeichneten Wald reiten.

Von ferne aber folgten demselben die Reiter des Bischofs von Bamberg, um dich gefangen zu nehmen.

Der Reinhard hat sie aber an einen andern Platz geschickt, als den, wo du ihn erwarten wolltest, und hatte sie zum Besten.

Das hätte ich gar nicht in dem Buben gesucht, rief Götz, wenn ich ihn nur bei mir wieder hätte! Lieber Hans, du mußt mir beistehen in meinen Zügen.

5*

Selbitz gab ihm die Hand darauf und sie zogen miteinander in verschiedenen Zügen gegen die Bamberger, aber es wollte ihnen so bald nichts gelingen, und Reinhard blieb lange dort in seiner Gefangenschaft.

Eines Abends ritt Götz und Hans von Selbitz miteinander in der Gegend von Schwäbisch Gmünd, und als schon die Sonne gesunken war, sahen sie, als sie eben aus dem Wald hervorkamen, wie ein paar Reiter ihre Pferde zur Tränke ritten.

Sie ritten sachte nach, und Götz sagte zu den Seinigen: Reitet nur seitwärts, ich komme euch gleich wieder nach, und ritt hastig hin, da wo die Pferde getränkt wurden, und fragte: Wem gehören diese Pferde?

Sie gehören mein, sagte ein stolzer Rittersmann, welcher auf dem schönsten Pferde saß, und ich heiße Friedrich von Limburg.

Fange ihn doch! flüsterte ihm Hans von Selbitz zu, es ist ja der Bruder des Bischofs, und da werden wir gleich unsern Buben wieder haben.

Nein, sagte Götz, er hat mir nichts gethan, was kann er für die Schlechtigkeit seines Bruders, ich will den Bischof schon noch selber kriegen, sei unbesorgt!

Und er ließ ihn ruhig weiter ziehen, während es ihm ein Leichtes gewesen wäre, ihn zu fangen.

Selbitz nahm brummend von ihm Abschied und sagte: Wenn du so die besten Gelegenheiten versäumst, so sieh zu, wie du deinen Reinhard wieder kriegst.

Und mit diesen Worten ritt er trotzig nach Hause.

Götz hätte ihn gerne zurückgerufen, allein sein Trotz ärgerte ihn, und so wandte er sich denn an einen andern Rittersmann aus der Nachbarschaft, um von ihm einige Reiter zu erhalten, zu einem Ritt, welchen er gegen den Bischof von Bamberg vor hatte.

XIII. Kapitel.

Götz macht Friede mit dem Bischof.

Götz war nachdenkend heimgeritten, und gleich am folgenden Tage machte er sich auf, um einige benachbarte Ritter auf ihren Burgen zu besuchen, um mit ihrer Hülfe einen kühnen Streifzug auszuführen.

Er hatte einen in seiner Nachbarschaft, mit Namen Albrecht, welcher ihm versprach, in seinem Namen mehrere andere Reiter zu werben, doch bat er ihn, nicht des Bischofs von Bamberg zu erwähnen, damit sein Vorhaben nicht laut würde.

Du weißt es, fuhr Götz fort, daß der Bischof von Bamberg ins Wildbad bei Göggingen geritten ist, um sich dort seine Gesundheit wieder herzustellen.

Da hätte ich nun die größte Lust, ihn dort zu überfallen und zu zwingen, daß er mir meinen Buben wieder herausgebe. — Darum muß unser

ganzes Vorhaben verschwiegen bleiben, schaffe mir nur Reiter.

Albrecht versprach es, und Götz ritt ruhig heim.

Als aber Albrecht zu einem seiner Nachbarn kam, um Reiter für Götz zu werben, entlockte ihm dieser das ganze Geheimniß, und hatte nichts eiligeres zu thun, als den Bischof zu warnen, und ihm sogleich den ganzen Anschlag zu hinterbringen.

Durch diese Verrätherei mißlang das ganze Unternehmen, und Götz brummte oft für sich: Mein guter Hans von Selbitz, du hast doch recht gehabt, ich hätte des Bischofs Bruder nicht entwischen lassen sollen!

Götz war mehrere Tage recht verdrießlich und zu keinem Abenteuer aufgelegt. Da kam eines Abends sein getreuer Hans von Selbitz zu ihm, und nachdem sie ein paar Becher miteinander getrunken hatten, wurde auf den nächsten Tag ein Streifzug beschlossen.

Sie zogen dießmal ziemlich nahe an Bamberg hin, und wie sie sich in einem guten Hinterhalt im Walde versteckt hatten, sahen sie zwei Reiter

herankommen, welche die bambergische Farbe trugen und lauerten auf dieselben.

Auf den ersten warf sich Hans von Selbitz, und er schrie erbärmlich und fluchte mitunter auch lateinisch, denn er war ein Rechtskundiger, welcher dem Bischof angehörte, und mehr mit der Feder als mit solchen kühnen Sträußen bekannt war.

Der andere wurde von Götzen geworfen, und diese beiden Gefangenen mußten mit nach Jaxthausen ziehen.

Als Götz am folgenden Tage ruhig nach vollbrachter Arbeit in seiner Erkerstube saß, und ins Thal hinausblickte, sah er auf einmal ein paar Reiter gegen seine Burg hinanreiten, von welchen ihm der eine bekannt schien.

Er erkannte ihn auch bald für den Herzog Ulrich von Würtemberg, und eilte hinab, ihn an der Pforte seines Schlosses zu begrüssen.

Ihm folgten von ferne noch mehrere andere Reiter.

Ich komme im Namen des Bischofs von Bamberg, euch den Frieden anzubieten, in so ferne ihr seine Gefangenen herausgebt, und er den eurigen, begann der Herzog.

Laßt einmal dem langen Hader ein Ende werden, und suchet euch gütlich zu vertragen.

Habe ich den Streit begonnen, erwiederte Götz trotzig, hat mir nicht der Bischof meinen Reinhard genommen, und unrechtmässigerweise gefangen gehalten?

Dem sei also; aber wozu führt die ewige Fehde mit einem so mächtigen Feind, wie der Bischof?

Ich bin noch nicht ohnmächtig und fürchte ihn nicht.

So seid so klug und laßt ihn in Frieden, wenn er es selber sucht, und ich rathe euch als Freund dazu.

Diese letzten Worte erst wirkten auf Götz, und er schlug endlich ein und versprach den Frieden.

Als dieser Vertrag im Reinen war, kamen die andern herauf und brachten Götzen seinen Reinhard, an dessen Rückkehr er grosse Freude hatte.

Er entließ dagegen aus seinem Gefängniß auch die beiden Bamberger Reiter, welche er gefangen hatte, und sendete sie dem Bischofe zurück.

So wäre denn der Friede mit Hülfe des Herzogs geschlossen gewesen, und ihr werdet bald sehen, wie lange derselbe gedauert hat.

XIV. Kapitel.

Götz beginnt neuerdings Fehde mit dem Bischof.

Einige Zeit darauf hatte Götz einen grossen Ritt gemacht ins Frankenland und an den Harzwald hin, und kam auf der Rückreise zu seinem Vetter Eustach von Thüngen. Er war sehr müde, denn er hatte innerhalb sechszehn Tagen keine Nacht geschlafen, und war recht froh, ein ruhiges Obdach zu finden.

Als er am andern Morgen aufstand, fragte er seinen Vetter: Warum sehe ich denn so viel Reitervolk zu deinem Hause hereinziehen; was hast du denn vor?

Nichts geringeres, als den Bischof von Bamberg zu bekriegen, erwiederte Thüngen. Ich lebe

in der Fehde mit ihm, und habe ihm zwei Schiffe von Frankfurt am Main weggenommen.

Ich bin wohl recht müde, und habe auch mit dem Bischof schon genug zu thun gehabt, allein ich will dir doch beistehen, versetzte Götz.

Und sie zogen miteinander noch dieselbe Nacht fort.

Unterwegs erhielt Eustach von Thüngen einen Brief, und Götz merkte ihm wohl an, daß er Lust hatte, das ganze Unternehmen aufzugeben, weil man ihm bange machte, daß er es noch mit den Reitern des Bischofs zu Würzburg zu thun haben werde.

Frisch gewagt! wer weiß, wer den andern jagt, sagte Götz, folgst du mir, so gehst du nicht zurück, sondern führest aus, was du vermagst. Ich für meinen Theil will es wagen!

Und mit diesen Worten ritt er freudig voran, und ließ die versammelten Reiter ihm langsam folgen.

Sie ritten nun auf einsamen Waldpfaden dahin bis sie sich einem Berg näherten, von welchem aus man auf den Main hinunter sehen konnte.

Götz ritt, wie immer der erste, in den dunklen Wald hinein, welcher den Berg bedeckte. Und

mitten im Walde gewahrte Götz mehrere Schützen gelagert, von welchen er glaubte, sie gehörten zu ihm; und eilig rief er ihnen zu: Es ist Zeit, daß ihr aufbrecht! Wie er aber, ganz allein mit seinem Buben, dem getreuen Reinhard, tiefer in den Wald hineinreitet und einen Pfad suchte, der an die Weinberge hinab und an den Main führte, sah er auf einmal zwei wohl bewaffnete Knappen vor sich stehen, welche ihm feindlich schienen, da sie ihren Pfeil und Armbrust gleich bei der Hand hatten, als sie ihn sahen. Götz aber erschrack darüber nicht und fragte sie: Wer seid ihr? Sie antworteten ihm, daß sie dem Grafen von Reineck dienten und noch vier Schützen bei sich hätten. — Götz befahl ihnen Halt zu machen, und die Knappen fragten nun ihrerseits: zu wem er sich zähle. Zu Ritter Eustach von Thüngen, war die Antwort. — O weh! riefen die andern, ihr werdet wohl unserm Herrn heute Unglück bringen!

Mit deinem Herrn haben wir nichts zu schaffen, antwortete Götz; und während sie so sprachen, kamen noch andere von Thüngen'sche Reiter herbei, und endlich erschien auch Eustach von Thüngen — die beiden Knappen blieben aber immer noch bei ihnen.

Götz sagte zu Eustach: Sieh dich vor, daß diese zwei Knappen uns nicht verrathen, und laß ihnen versprechen, daß sie kein Geschrei erheben wollen, damit wir unser Unternehmen glücklich ausführen können. Dieß geschah.

Nun ritten sie sachte den Berg hinab an schönen Weinbergen vorüber, und Eustach von Thüngen führte sie auf einem nur wenig bekannten Weg glücklich über den Main. Da sahen sie nun die Schiffe, welche viele Güter für den Bischof von Bamberg führten, und deren sich Eustach bemächtigen wollte, den Fluß heraufkommen, und Götz sagte: Jetzt ist es Zeit! Bleibt ihr bei den Reitern halten, und laßt mich ganz nahe an das Schiff hin reiten, damit ich mit ihnen reden kann.

Götz wagte dadurch nicht wenig, denn sie hätten ihn herrlich mit ihren Pfeilen von dem Schiffe aus bekomplimentiren können, daß er vielleicht genug gehabt hätte; aber eben die Unerschrockenheit, mit der er voranritt, flößte den andern Achtung ein und sie warteten ruhig ab, was er sagen werde.

Götz aber rief mit starker Stimme: Wer dem Bischof von Würzburg dient und dem Grafen von Reineck, der gehe aus dem Schiff, wenn ihm sein

Gut und Leben lieb ist, denn mit diesen beiden haben wir keinen Krieg. Aber wehe denen, die dem Bischof von Bamberg dienen, die sollen uns kennen lernen!

Nun sahe er, wie sie in größter Eile ein Boot herfahren ließen, welches zum grossen Schiffe gehörte. Auf dieses Boot sprangen nun so viele Menschen hinein, daß man besorgen mußte, es werde untergehen. Sie thaten aber keinen Schuß heraus, und die Thüngen'schen Reiter schossen auch nicht hinein. Und wie sie auf dem Boote fortfuhren, sagte Götz zu den andern: Seht nur einmal die furchtsamen Leute an, die lassen alles im Stich — wegen unserm Haufen Reiter.

Mir wäre nicht bange geworden, wäre ich auf dem Schiffe gewesen, und hätte gleichwohl tausend Reiter am Ufer gesehen!

Sie beschlossen ihr kühnes Reiterstück damit, daß sie alle Bambergischen Güter aus dem Schiffe nahmen, und sechszehn Wagen mit allerlei Waaren, welche dem Bischof von Bamberg und den Seinigen gehörten, voll luden, und Nachts an einen sichern Ort brachten. Allein sie mußten einige Zeit darauf dem Bischofe alles wieder erstatten.

Solche Räubereien begingen damals die besten und tapfersten Ritter. Hatten sie einen Streit mit irgend einem Rittersmann, oder auch mit vornehmern Leuten als sie, so suchten sie entweder seines Gutes, oder irgend einer Person, die ihnen diente, habhaft zu werden, und so wurde damals in ganz Deutschland das Recht des Stärkern, das Faustrecht ausgeübt, und die Ritter gefielen sich in solchen kühnen Abentheuern, wo sie zwar ihre Tapferkeit erprobten, allein oft auch dem Nächsten manch hartes Leid zufügten.

XV. Kapitel.

Noch ein Handel mit dem Bischof von Bamberg.

Als Götz nach vollbrachten Abenteuer heim gekommen war in sein freundliches Jaxthausen, und unterdessen die wunderbarsten Züge rechts und links wieder unternommen hatte, meldete ihm eines Tages seine Hausfrau, daß demnächst die Hochzeit

des Pfalzgrafen Ludwigs mit des bayer'schen Herzogs Wilhelm Schwester stattfinden werde, und daß sein Schwager, Franz von Sickingen, in seiner Abwesenheit da gewesen sei, um ihn aufzufordern, auch mit nach Heidelberg zu reiten, wo es für junge Ritter manch Vergnügen geben werde.

Götz besann sich nicht lange, und ritt einige Tage darauf mit seinem getreuen Reinhard nach Heidelberg zu.

Unterwegs erzählte er ihm von jener Zeit, wo er in Heidelberg gewesen war, von dem Reichstage zu Worms und dem Kaiser Maximilian.

Wie beneide ich euch, begann Reinhard, daß ihr dem braven Kaiser schon öfters nahegestanden habt, und daß er euch gut ist!

Woher weißt du das?

Habt ihr denn nicht gehört, edler Ritter, was der Kaiser erst kürzlich zu den Nürnberger Kaufleuten gesagt hat, welchen wir auf unsern Streifzügen Mehreres abgenommen haben?

Nein, erwiederte Götz, mir ist nichts bekannt.

Nun, so will ich euch erzählen, daß unter den Thüngen'schen Leuten mir einer es anvertraut hat, was für Dinge ein vornehmer Ritter von Augsburg

heim geschrieben hat. Ihr werdet euch erinnern, daß wir vor Kurzem auf Nürnbergische Güter lauerten, weil uns diese Nürnberger unsern guten Georg von Gaislingen so schwer verwundet hatten.

Allerdings, versetzte Götz, wir nahmen ihnen doch, mit Hülfe von Hans von Selbitz, ein paar Wagen ab.

Wir nahmen aber nicht das Beste, denn euer Kundschafter hat sich nicht recht gehalten, und wir kamen zu spät, fuhr Reinhard fort.

Die Kaufleute aber, fiel ihm Götz ins Wort, hatten einen Höllenlärm, und drohten mir, sie würden nach Augsburg gehen zum Kaiser Maximilian, und dort Hilfe und Recht suchen gegen mich.

Reinhard begann denn wieder: Das haben sie denn auch gethan, aber wißt ihr aber auch, welche Antwort ihnen der Kaiser gab? — Heiliger Gott! Heiliger Gott, was ist das! rief der Kaiser, der Berlichinger, nun der hat nur eine Hand, der Hans von Selbitz hat nur ein Bein! Wenn sie nun erst zwei Hände und zwei Beine hätten, was würdet ihr dann thun? — Die Kaufleute aber hörten nicht auf, über ihr verlornes Gut zu

jammern, denn sie waren der Meinung, wir hätten ihre ersten so reich beladenen Wagen auch erwischt.

Da soll nun der Kaiser ganz wild geworden sein, und soll ihnen gesagt haben:

Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, so soll man ihm zu lieb das ganze Reich in Bewegung setzen. Wenn aber von Sachen die Rede ist, an denen dem Kaiser und dem Reich viel gelegen, ja, wenn des Reiches Wohlfahrt und ein Königreich auf dem Spiele ist, kann man euch Krämer nicht herbeibringen, daß ihr auch eine thätige Hilfe der guten Sache leistet.

Und die Kaufleute sollen schweigend davon gegangen sein.

Gott segne den Kaiser, sagte Götz mit freudeglänzenden Augen. Lieber will ich mich mein Leben lang als ein armer Reitersmann behelfen, und gerne viele Gefahren ausstehen, als ihm von dem Seinigen etwas nehmen, oder etwas gegen ihn unternehmen.

Unter solchen Gesprächen kamen sie endlich nach Heidelberg, wo Götz von dem anwesenden jungen Adel als ein fröhlicher Geselle und tapferer Ritter freundlich empfangen ward.

Und als er sich dort am festlichen Mittagstisch unter vielen guten Kammeraden trefflich unterhalten hatte, ging er mit seinem Schwager dem Ritter Martin von Sickingen in den Gasthof zum Hirsch, wo eine Menge vornehmer Hochzeitgäste versammelt war.

Und wie sie die Stiege herauf kamen, stand an einem eisernen Geländer, welches einen Vorsprung bildete, der Bischof von Bamberg daran gelehnt.

Der Bischof reichte dem Martin von Sickingen und Götzen die Hand. Da wendete sich Götz zu dem Ritter Ludwig von Hanau, welcher in der Nähe stand, und sagte zu ihm: Ich glaube nicht, daß mich der Bischof gekannt hat, denn sonst würde er mir wohl schwerlich die Hand gereicht haben! — Als der Bischof dieses hörte, sagte er zu Götzen: Ich habe euch die Hand gegeben, ohne euch zu kennen! — Das dachte ich wohl, erwiederte Götz, darum gebe ich eure Hand wieder zurück!

Da lief der Bischof hinein zu dem Pfalzgrafen, roth vor Zorn, darüber, daß Götz so keck in seinen Worten wie in seinen Handlungen war.

XVI. Kapitel.

Der Bauernkrieg beginnt.

Götz war längst von seinem Ritt nach Heidelberg heimgekehrt, als im Lande Schwaben ein grosser Krieg ausbrach, welchen man den Bauernkrieg nannte.

Ehe ich nun zur Beschreibung dieses Ereignisses übergehe, muß ich Euch die Ursache desselben klar machen, damit Ihr ein deutliches Bild jener Zeit vor Augen habt.

In jener Zeit war kein Recht, als das der Waffen.

Dem Starken gehörte die Welt.

Wald und Flur war dem, der mächtig genug war, sie zu vertheidigen, und dieß war der Adel, der sich nach der Grösse seiner Macht Fürst, Graf oder Ritter nannte.

So lange Menschen gelebt haben, und leben werden, bedarf einer des andern, und von den ersten Kämpfen mit den Thieren des Waldes, bis

zu dem letzten Ringen nach Freiheit, Gesittung und Bildung ist nur durch Vereinigung etwas zu erreichen.

Vereinigte Kräfte aber sind nichts ohne Haupt, und so sind Führer und Herren schon von der Welt Anfang gewesen, und auch unsere Voreltern folgten dem Stärksten, Tapfersten und Muthigsten.

Art läßt nicht von Art, Gewohnheit ehrt gerne im Sohne den Vater, natürliche Liebe sorgt für Kinder und Enkel, und so entstand unser erblicher Adel.

Die Ritter und Herren betrachteten bald alles Land als ihr Eigenthum, und vermietheten es gleichsam nur unter Bedingung von Gehorsam und Abgabe.

So entstanden die Unterthanen.

Jene kriegerische Zeit sah aber mit Verachtung auf den, der nicht die Waffen führte, und gleichsam nur von der Gnade eines Mächtigen lebte, man hielt ihn für minder edel und frei, und aus dem Schützling wurde ein Knecht.

Die ewigen Fehden der Herren machten den Bauer stets für Haus und Hof zittern, denn meist ging an ihm der Hader aus.

Mit seinem Hab und Gut machte man sich wegen der wirklichen oder vermeintlichen Schuld seines Herrn bezahlt, an seinem Eigenthum, seinem Leben und seiner Freiheit rächte man die Unbilden seines Gebieters.

Der Rittereid, der Schutz dem Schwachen, und Hülfe dem Bedrängten befahl, wurde oft vergessen.

Uebermuth, Habsucht und Verschwendung der Herren lastete oft schwer auf ihren Unterthanen.

Alles in der Welt dauert aber nur eine Weile, und wenn man den Bogen zu straff spannt, sagt das Sprichwort, so springt er.

Die Bauern kamen endlich auch auf den Einfall, daß Lust und Last etwas zu ungleich vertheilt seien, und da man auf ihre oft gerechten Beschwerden nicht achtete, oder wohl gar nur mit noch strengerer Behandlung antwortete, da glaubten sie auch so viel Recht zur Selbsthülfe zu haben, als die Ritter, und es entstand der Bauernkrieg, der so vieles Unglück in Deutschland verursachte, und der auch Götz in grosse Noth brachte.

Dieser Bauernkrieg, welchen man auch zu damaliger Zeit den armen Conz nannte, begann

erst mehrere Jahre nachdem im Jahre 1519 erfolgten Tode des Kaisers Maximilian.

Es waren schon vorher einige Aufstände erfolgt. Man hatte die Anführer gefangen genommen, einige zum Tode verurtheilt, andere aus dem Lande verbannt.

Die Klagen, welche die Bauern gegen den Adel geführt hatten, wurden nicht gehoben. Sie blieben gedrückt, wie bisher.

Es bildete sich lange vor dem Beginn des Bauernkriegs ein Bund von Edelleuten und Fürsten, welchen man den Schwabenbund nannte.

Er hatte die Absicht, die Ruhe wieder herzustellen, und war aber namentlich gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg gerichtet.

Götz war ein treuer Bundesgenosse des Herzogs, und Ihr werdet Euch noch erinnern, daß der Letztere die Händel Götzens mit dem Bischof von Bamberg geschlichtet hat.

Der Herzog war ein heftiger verschwenderischer Mann, und mancher Grausamkeit und Erpressung angeklagt.

Ein arger Flecken seines Lebens war die Behandlung eines seiner Kammerjunker, welcher von

Hutten hieß, und mit dem er in heftige Feindschaft kam.

Dieß bewog den Herzog, ihn ganz aus seiner Nähe zu verbannen.

Allein, als er einstmals von Stuttgart aus mit seinem Hof nach Böblingen zog, war von Hutten auf einmal, wider das Verbot, in seiner Umgebung, ja er suchte den Zorn des Herzogs durch mehrere unverschämte Aeusserungen zu reizen.

Einstmals begab es sich, daß Herzog Ulrich in einem einsamen Walde mit diesem Kammerjunker von Hutten allein zusammen kam. Bei dieser Gelegenheit wurde der Herzog von seinem Zorn überwältigt.

Er warf ihm seine Schlechtigkeiten vor, und sagte ihm, daß er das Recht habe, ihn an die nächste Eiche aufhängen zu lassen.

Ich will aber, fuhr Ulrich fort, lieber mein Leben an dich wagen, und du kannst dich gegen mich deiner Haut wehren.

In dem Kampf, welchen der Herzog begann, wurde er Meister, und von Hutten stürzte von einigen Stichen durchbohrt vom Pferde.

Der Herzog legte hierauf den todten Körper an die nächste Eiche und legte ihm den Gürtel

um den Hals, um die Strafe anzudeuten, welche er Hutten zugedacht hatte.

Einem Mächtigen steht aber Verhöhnung des Ueberwundenen übel an, und ein Fürst soll Gerechtigkeit üben, nicht grausame Selbstrache.

Daß diese Handlung daher dem Herzoge viele Feinde erweckte, könnt ihr Euch denken.

Bald darauf erschlugen ihm die Bürger der Stadt Reutlingen einen Förster, und er zog vor diese Stadt, und verlangte den Thäter ausgeliefert.

Er schritt, da dieses nicht geschah, zu einer förmlichen Belagerung der Stadt, und der schwäbische Bund vertheidigte dieselbe.

Herzog Ulrich wurde damals von den Schweizern, welche in seinem Dienste waren, verlassen, und aus seinem Lande verjagt, worauf er fünfzehn Jahre in trauriger Verbannung zugebracht.

Götz hatte schon vor den Händeln bei Reutlingen dem Herzoge Ulrich, welchem er nur eine bestimmte Zeit zu dienen versprochen hatte, den Dienst heimgesagt. Hätte er ahnen können, daß der ganze Bund wider den Herzog ziehen und ihn verjagen würde, so wäre es nicht geschehen; denn

Götz war dem Herzoge mit grosser Treue ergeben, und hatte nur damals die Absicht, in die Dienste des Kaisers zu treten.

Mit dem Unglück des Herzogs fing aber auch das seinige an, wie ihr im nächsten Kapitel hören werdet.

XVII. Kapitel.

Götz wird zu Meckmühlen belagert.

Der Schwabenbund hatte aber nicht nur die Absicht, den Herzog Ulrich aus seinem Lande zu jagen, sondern er war auch gesonnen, die Raubritter zu bekriegen und zu vernichten.

Aus dem, was ich Euch bisher aus dem Leben des Götz von Berlichingen erzählt habe, werdet ihr entnehmen, daß auch er zu diesen Raubrittern gehörte, und es in vielen abenteuerlichen Zügen beurkundet hat.

Während nun Herzog Ulrich seinem unglücklichen Schicksale bei Reutlingen unterlag, war Götz mit seinen Leuten zu Meckmühlen, und half mehreren treuen Dienern des Herzogs zur Flucht.

Dem Schwabenbunde war dieß eine willkommene Gelegenheit gegen einen der tapfersten Raubritter jener Zeit feindlich zu ziehen, und ehe sich's Götz versah, waren die Truppen des Bundes vor Meckmühlen.

Eben so wenig hatte Götz geachtet, daß die Städte Weinsberg, Neuenstadt und Meckmühlen sich plötzlich gegen ihren Herzog erklären würden.

Er hatte sich auf ein Schloß zurückgezogen, und suchte sich zu vertheidigen.

Diese Vertheidigung war aber nicht so leicht, denn Götz hatte kaum Zeit gehabt, nur einigen Speisvorrath zur Verköstigung seiner geringen Mannschaft hinauf zu schaffen.

Er hatte einige Schafe hinaufgeschleppt, welche geschlachtet wurden und zum Unterhalt dienten.

Aber nun fehlte es an Blei zu den Kugeln, und Götz hatte nichts mehr, als was er von den Fenstern und Thürangeln hiezu verwenden konnte.

Bald fehlte es an dem Nothwendigsten von Allem, an Wasser.

Sie hatten kein Wasser mehr, um ihre Pferde zu tränken, und mußten denselben den Wein zu trinken geben, welchen Götz mitgebracht hatte.

Doch auch dieß währte nicht lange, und Götz mußte daran denken, sich den bündischen Truppen zu ergeben.

Man hatte ihm von Seiten der Belagerer den Antrag gemacht, ihn mit Waffen, Harnisch und Pferden sammt allen seinen Leuten frei abziehen zu lassen, und er beschloß es, diese Uebereinkunft anzunehmen, in gutem Glauben auf das redliche Wort seiner Feinde.

Aber dem war nicht so.

Kaum hatte man Götz in seiner Gewalt, so wurden mehrere seiner Gesellen und Knechte treulos erwürgt und getödtet, er selbst aber der Freiheit beraubt und in strenger Haft in das Lager der Bundestruppen abgeführt.

Es war ein trauriger Tag für Götz, als er auf einmal sich treulos überlistet und in schnöder Gefangenschaft sah.

Und während er zwar fest und unverzagt, aber doch mit tiefgekränkter Seele den Weg nach Sullen einschlug, so hieß der Ort, wo das Lager war, sagte einer aus den bündischen Truppen, welcher eben vom Lager zurückkam, leise zu ihm: Gebt nur acht, Herr Götz! sie werden euch das Leben nicht lassen. Sie haben es fest im Sinn, euch ganz aus der Welt zu schaffen. Macht euch gefaßt darauf!

Götz erschrack nicht sehr über diese Rede, denn er hatte nie den Tod gefürchtet, doch hätte er ihn lieber als ein wackerer Rittersmann in der Schlacht gefunden, als in dem schmählichen Verrath seiner Feinde.

XVIII. Kapitel.

Götz kömmt als Gefangener nach Heilbronn.

Götz wurde von dem Lager zu Sullen nach Heilbronn geführt, und dort in einem Wirthshaus in strenger Gefangenschaft gehalten.

Nachdem er einige Wochen so zugebracht hatte, kam ein Abgesandter des Bundes zu ihm und las ihm eine Friedensübereinkunft vor, welche man in damaliger Zeit Urfehde nannte, und verlangte von Götz, daß er sie beschwören und annehmen sollte.

Aber Götz war nicht der Mann, welcher so schnell einem fremden Willen nachgab, zumal wenn er fühlte, daß er das Recht auf seiner Seite habe.

Er erklärte daher mit festen Worten, daß er diese Urfehde nicht unterzeichnen werde.

Der Abgesandte des Bundes drohte ihm hierauf, man würde ihn zur Strafe für seine Hartnäckigkeit in einen Thurm sperren.

Götz blickte ruhig in der Stube umher. Sie war angefüllt mit Menschen, und er fühlte es, daß er in ihrer Gewalt sei. Allein sein starker Wille erschrack darüber nicht.

Sperrt mich in den finstersten Thurm, rief er ihnen muthig zu, aber ihr werdet nicht erleben, daß ich thue, was meiner nicht würdig ist. Ich bin in einer ehrlichen Fehde begriffen, darum gebührt mir ein ritterlich Gefängniß, wie ihr mir es versprochen habt.

Ich muß Euch, lieben Kinder, erklären, was man in damaliger Zeit unter einer ehrlichen Fehde verstand.

Es war ein Kampf, welcher nicht in einem blossen abenteuerlichen Zusammentreffen bestand.

Eine solche ehrliche Fehde mußte nach den Gesetzen der Ritterzeit dem Feinde angesagt, und ihm zwei bis drei Tage Zeit zur Rüstung gelassen werden.

Ein in solchem Kampfe getroffener Rittersmann konnte das einem Ritter gebührende Gefängniß verlangen, und durfte nicht wie ein gewöhnlicher Gefangener behandelt werden.

Während nun Götz fest auf dem, was ihm gebührte, stehen blieb, sah er mehrere Weinschröter

hereintreten, es waren Männer von grosser Körperstärke, welche verwendet wurden, um grosse Lasten zu tragen. Aber auch diese Gegner, welche, wie er wohl sah, wegen ihm bestellt waren, ängstigten ihn nicht, und er setzte sich so sehr zur Wehr, daß sich dieselben wieder zurückziehen mußten.

Es traten hierauf mehrere Bürger des Ortes zu ihm und baten ihn, Friede zu halten. Sie versprachen ihm, daß er nicht weiter geführt werden solle, als auf das Rathhaus.

Götz traute diesen und ging mit ihnen dahin.

Als sie das mit Menschen angefüllte Rathhaus betraten, bemerkte Götz unter der versammelten Menge eine weibliche Gestalt, welche sich durch das Gedräng hindurch an die Treppe hinarbeitete.

Als Götz näher kam, erkannte er mit Staunen und Rührung seine Hausfrau Elisabeth, welche aus der Kirche kam, und wie er sah, um seinetwillen in der größten Sorge war.

Er verließ seine Begleiter und trat auf sie mit den Worten zu: Sei ruhig, Elisabeth, sie haben mir eine Urfehde zugemuthet, die ich bei meiner Ritterehre nicht annehmen kann. Reite du hinauf zu Franz von Sickingen und Georg von Frontsberg, und erzähle ihnen, daß man

mir das ritterliche Gefängniß, welches man mir versprach, nicht halten will. Sage ihnen, daß ich mich auf sie verlasse, sie werden als ächte Ritter handeln.

Pfeilschnell, aber mit bewegtem Herzen, verließ Elisabeth das Rathhaus, und bestieg rasch ihren Schimmel, welcher sie so schnell, als sie es vermochte, zu ihrem Schwager von Sickingen hinüber trug.

Mit zitternder Stimme erzählte sie ihm alle Gefahren, welche Götz schon bestanden hatte.

Der kühne männliche Sinn Götzens, welcher ihn seinen Feinden so gefährlich, und oft auch seine Lage bedenklicher machte, war es ja eben, den sie an dem edlen Mann liebte.

Während Elisabeth mit bangen Gefühlen den Auftrag ihres Mannes erfüllte, muß ich Euch erzählen, was mit dem tapfern Götz weiter vorging.

Er fand auf dem Rathhause mehrere Mitglieder des Schwabenbundes versammelt.

Dem rohen Sinn dieser Leute genügte nicht, einen der Tapfersten aus der Schaar ihrer Gegner in ihrer Gewalt zu haben, vielmehr fanden sie ein Vergnügen daran, ihn zu mißhandeln.

Statt des zugesagten ritterlichen Gefängnisses schleppten sie Götzen in einen Thurm, welcher in der Nähe war, und hielten ihn dort gefangen.

In dem düstern, dumpfen Verließ dieses Thurmes brachte Götz eine lange Nacht zu, in schmählicher Gefangenschaft.

Ihr könnt die Ueberreste dieses Thurmes noch heute in der Stadt Heilbronn, in Würtemberg, sehen, liebe Kinder, und gewiß wird man diese ehrwürdige Erinnerung an einen der tapfersten Männer seiner Zeit nicht zu Grunde gehen lassen.

XIX. Kapitel.

Götz erlangt seine Freiheit wieder.

Mit dem grauenden Morgen wurde Götz wieder auf das Rathhaus geholt.

Zu seiner wahren Freude fand er an der Thüre seine theure Elisabeth, welche von ihrer Sendung heimgekehrt war.

Dießmal schien sie aber ruhiger und in ihren Zügen lag etwas freudiges und hoffnungsvolles, welches verkündete, daß sie nicht vergebens den beschwerlichen Ritt unternommen hatte.

Ich muß Euch nun erzählen, daß Franz von Sickingen und Georg von Frontsberg zu den angesehensten Mitgliedern des Schwabenbundes gehörten.

Diese edlen Ritter durften es nicht ruhig mit ansehen, daß einige unter ihnen mit einem so tapfern Gesellen, wie Götz, auf eine so schmähliche Weise umgingen, und ihm weder ritterlich Wort, noch ritterlich Gefängniß hielten!

In gerechter Entrüstung war denn also eine bedeutende Schaar bündischer Truppen, an ihrer Spitze Franz von Sickingen und Georg von Frontsberg an die Thore von Heilbronn gerückt.

Davon hätten die wortbrüchigen Leute auf dem Rathhause bereits Kunde, und das Gewissen fing ihnen an zu schlagen, da sie hörten, daß Götz in den beiden Anführern des Schwabenbundes Schutz und Schirm gefunden hatte.

Und nun traten sie mit gleisnerischen freundlichen Worten auf Götzen zu, und baten: Edler Ritter! sehet zu, daß euere Hausfrau für uns

bitte bei den gestrengen Herren von Frontsberg und Sickingen, welche jetzt heranrücken gegen unsere Thore, damit uns kein Leid geschehe.

Götz aber wendete sich voll Verachtung von ihnen ab, und sagte seiner Hausfrau: Sage du ihnen, sie sollen nur muthig ausführen, was sie im Sinne haben. Gerne will ich sterben und erstochen werden, wenn nur diese Wortbrüchigen auch mit zu Grunde gehen.

Es währte nicht lange, so trat in den Rathhaussaal ein kräftiger Rittersmann herein in reicher glänzender Rüstung.

Und als er hereintrat, neigten sie alle die Häupter ehrerbietig und begrüßten ihn als den edlen Georg von Frontsberg.

Er hielt ihnen mit tüchtiger Rede ihr Betragen gegen den Ritter Götz von Berlichingen vor, und sie mußten sich verschreiben, daß sie ein ritterlich Gefängniß ihm halten würden.

Er brachte es endlich dahin, daß sie versprachen, Götz ganz aus seiner Haft zu entlassen, wenn derselbe ein Lösegeld von 2000 Gulden bezahle.

Sie behaupteten, daß sie so viel denen hatten geben müssen, welche Götzen gefangen hatten.

Götz mußte versprechen, ihnen in Gold diese Summe aufzubringen.

Er hatte sie freilich selber nicht, denn er war ein armer Geselle, aber er fand gute Freunde, welche ihm das Geld borgten.

Und als er ihnen dieses Lösegeld richtig bezahlt hatte, schwang er sich fröhlich auf sein Roß und ritt der heimathlichen Burg zu, still zu sich selber sagend: Wie glücklich ist doch der Mensch, wenn er frei ist!

XX. Kapitel.

Grausame Züge aus dem Bauernkrieg.

Götz lebte eine geraume Zeit still und zurückgezogen auf seinem Schlosse Jaxthausen und mischte sich in die grossen Bewegungen nicht mehr, die seine Zeit erschütterten.

Der Bauernkrieg entwickelte sich trotz dem Widerstande, welchen er in dem Schwabenbunde

fand, immer furchtbarer, und richtete sich namentlich gegen die begüterten Adelichen, welche Partei gegen die Bauern ergriffen hatten, und dieß mit den Verheerungen ihrer Güter oft büssen mußten.

Es war zu dieser Zeit, als einstmals Götz von Berlichingen mit seinem getreuen Hans von Selbitz von einem kleinen Streifzuge heimritt.

Da gewahrten sie am fernen Walde einen Reiter, welcher rasch auf sie zuritt.

Als derselbe näher kam, erkannte Götz in demselben seinen Knappen Reinhard, welchen er in die Gegend von Weinsberg gesendet hatte.

Bist du mit heiler Haut wieder da? fragte ihn Götz.

Das bin ich, erwiederte jener, aber noch schaudere ich über die Dinge, die ich mit angesehen habe.

Vielleicht wißt ihr schon, daß ein Haufen von 2000 Bauern vom Odenwalde her, unter der Anführung eines verdorbenen Wirths, Namens Georg Metzler, nach Weinsberg eingedrungen sind.

Sie erklärten gleich beim Eintritt in die Stadt, daß sie nichts, was Sporen trage, leben lassen würden, deßgleichen keinen Geistlichen.

Diese wüthenden Menschen stürzten sogleich auf den Grafen Ludwig von Helfenstein, welcher mit etlichen siebenzig Rittern die ganze Besatzung der Stadt bildete.

Diese nahmen sie alle gefangen, und beschlossen auch sogleich, ihnen den Tod zu geben.

Ich schlich mich auf den Platz, welcher, wie ich gehört hatte, zur Richtstätte bestimmt war, und sah in einiger Entfernung den Händeln zu.

Mitten in dem Menschengewühl, welches den Platz bedeckte, gewahrte ich eine schöne junge Frau in reicher Kleidung, welche vor einem der Anführer der Bauern auf den Knien lag.

Sie hatte ein Kind von höchstens zwei Jahren auf ihren Armen, und hob dasselbe flehend empor zu den Menschen, Erbarmen! Erbarmen! ihnen zurufend. Es war die Gräfin von Helfenstein. Wurde mir doch das Herz weich, als ich sie sah! aber sie fand kein Mitleid.

Während die Gräfin auf ihren Knien lag, daß sich hätte ein Stein erbarmen mögen, hörte ich auf einmal einen Zug mit Trommeln und Pfeifen herankommen.

In der Mitte dieses Zuges gingen die zu Weinsberg gefangenen Ritter, der erste war der Graf von Helfenstein, ihn erkannte ich an der stolzen Haltung.

Als ihn die Gräfin sah, ergriff sie die fürchterlichste Raserei; sie umklammerte die Knie der Henker und stöhnte wie eine Sterbende.

Doch diese stießen sie zurück, daß sie betäubt niederstürzte.

In diesem Augenblicke fing das Kind heftig zu schreien an, weil es von den Grausamen war verwundet worden. Dieß brachte die Arme wieder zur Besinnung.

Das Kind fest an sich geklammert, ließ sie es in ruhiger Stumpfheit geschehen, daß man ihr, der Wehrlosen, das Geschmeide vom Leibe riß, und sie auf einem Mistkarren nach Heilbronn schleppte, so daß ich sie bald nicht mehr sah.

Gern wäre ich ihr beigestanden, aber ich gedachte eurer Worte, daß ich mich in den Bauernaufruhr nicht mischen sollte.

Wie grausam aber verfuhren sie mit dem Grafen von Helfenstein; er wurde nicht nur wie die andern durch die Spieße gejagt, sondern ein Pfeifer, der

früher in seinen Diensten stand, und ihn jetzt zum Tode führte, mißhandelte ihn auf die schmählichste Weise.

Er riß ihm den Hut vom Kopfe, und sagte ihm: Habe ich euch so oft zur Tafel gepfiffen mit meiner Pfeife, so muß ich jetzt auch zu einem andern Tanz euch vorspielen!

Hätte ich doch den Unverschämten ein paar Mal recht um den Kopf herum schlagen dürfen.

So schloß Reinhard, und Götz und Hans von Selbitz ritten nachdenklich mit ihm nach Hause, und als sie sich trennten, sagte Selbitz: Bewahre dich Gott, Götz! daß du nicht unter diese Rotte gerathest.

Ihr habt, lieben Kinder, in dem traurigen Schicksale des Grafen von Helfenstein ein Bild vor Augen, wie es in den Revolutionen der Völker gar oft vorkommt.

In solchen Zeiten ersticket oft die roheste Grausamkeit das Gefühl des Mitleids, welches Gott in unsere Seele legte.

Der Mensch, welcher auf Erden nur seinen Nächsten lieben sollte, wird in solchen Aufregungen oft zum wilden Thiere und lechzet nach dem Blute seines Mitmenschen.

Glaubet nie, liebe Kinder, daß diejenigen der Menschheit Glück bereiten, welche sich mit unschuldigem Blute beflecken!

XXI. Kapitel.

Grausamkeit des Truchseß von Waldburg.

Doch in diesem fürchterlichen Kriege waren es nicht die in Unwissenheit und Rohheit aufgewachsenen Bauern allein, welche grausam waren, leider muß ich es sagen, übertrafen beinahe die aus den edelsten Geschlechtern entsprossenen Anführer des Schwabenbundes oft noch ihre Feinde an Grausamkeit.

Zu denen, welche sich am meisten durch gefühllose Härte auszeichneten, gehörte Georg Truchseß von Waldburg. Er war ein erfahrner Krieger, und darum hatte ihn der Schwabenbund zum Anführer gewählt, und ihm die Befehle in dem ganzen Kriege übertragen.

Truchseß war es, welcher auf seinem Wege alle Dörfer, welche feindlich Gesinnte verborgen hatten, unerbittlich niederbraunte.

Die Bauern, welche er gefangen nahm, ließ er hinrichten.

Sein Heer bestand nur aus 6000 Mann, während dem das der Bauern gegen 20,000 zählte, deßhalb war es ihm sehr unangenehm, daß er in Würtemberg einfallen sollte.

Die Truppen der Bauern wußten sehr wohl, daß sie ihm an der Zahl überlegen waren, und verließzen sich nur zu sehr darauf.

Sie überließzen sich dem Uebermuthe und der Sorglosigkeit, und dieß war ihr Verderben.

Anstatt den Truchseß herzhaft anzugreifen, blieben sie unthätig, und unvermuthet wurden sie bei Leblingen und Seidelfingen von den Bundestruppen überfallen.

Truchseß erfocht bei dieser Gelegenheit einen vollständigen Sieg über sie. Es blieben über 8000 Bauern getödtet auf dem Platz und das ganze Lager mit allen Vorräthen und Geschütz fiel in seine Hände.

Truchseß verfolgte nun seinen Zug weiter, noch tiefer ins würtemberger Land hinein.

Ungefähr zwölf Tage nach diesem Treffen hatte er die Stadt Weinsberg erobert.

Aber nicht mit der Großmuth, wie sie dem Sieger ziemt, betrat Truchseß diese unglückliche Stadt.

Umsonst baten die Bewohner mit Weibern und Kindern auf ihren Knien um Schonung.

Er belastete sie mit einer bedeutenden Brandsteuer, und ließ die Stadt und die umliegenden Dörfer anzünden.

So mußte unter seiner Härte der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, denn alle Bewohner von Weinsberg hatten ja doch nicht an dem grausamen Tode der ermordeten Ritter Theil genommen.

Am schauderhaftesten aber bewährte sich die Grausamkeit des Georg von Truchseß an dem nämlichen Pfeifer, welcher den Grafen von Helfenstein bei seinem Tode so grausam verhöhnt hatte, und nunmehr bei Weinsberg in die Hände der bündischen Truppen fiel.

Allgemein glaubte man, Truchseß werde ihn hinrichten lassen, welches man als eine gerechte Strafe für ihn ansah.

Wie groß aber war das Erstaunen, als Truchseß auf einem freien Platze zu Weinsberg einen grossen

Pfahl errichten und an denselben eine lange eiserne Kette befestigen ließ.

Nun holten die bündischen Truppen den armen Pfeifer, und schlossen ihn an diese Kette dermassen an, daß er herumlaufen konnte.

Hier sollst du nun in langen Qualen deine Treulosigkeit büssen! rief ihm Truchseß hohnlachend zu, und befahl nun, daß man um den Pfahl herum Holz anlege, und er selbst schleppte zu seinem grausamen Vergnügen dasselbe herbei.

Wie nun der Arme den niedrigen Holzstoß angezündet sah, fand er überall, wohin er sich wendete, ein Feuer, welches nicht mächtig genug war, ihn zu ersticken, sondern sorgfältig so angelegt war, um ihn eines langsamen martervollen Todes sterben zu lassen.

Vergebens streckte er seine Hände zum Himmel auf, und flehte um Hülfe, der grausame Truchseß weidete sich an seinen Qualen und hatte kein Herz für seine Leiden.

Das Feuer verzehrte ihm nach und nach die Füsse, und als dieselben abgebrannt waren, schwang er sich in wilder Verzweiflung und Wuth auf den abgestumpften Beinen herum, Ihr könnt Euch denken, unter welchen Schmerzen.

Und als er endlich niederstürzte, und sich nicht mehr erheben konnte, hörte man, wie er die Urheber seiner Qualen verfluchte, bis er in gräßlichem Stöhnen und Schreien sich zu todt gewimmert hatte.

Selbst dieser fürchterliche Anblick weckte das Erbarmen des rauhen Truchseß nicht, und unter den versammelten Edeln des Schwabenbundes war keiner, der ihm das Schmähliche dieses schauderhaften Schauspiels vorgehalten hätte.

Möge Euch, ihr lieben Kinder, ein gerechter Schauder bei der Erzählung dieser Unthat fassen!

Sehet, dahin kann das wilde Gefühl der Rache den Menschen führen.

Die Lehren des Christenthums, welche uns befehlen, liebt eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidiget haben, mußten an dem harten Herzen dieses Mannes abgleiten.

Wehe dem Menschen, wenn er seinen Verstand, der ihn über das Thier erheben sollte, nun anwendet, um dem wilden Ausbruch seiner Grausamkeit zu fröhnen, und unter das Thier herabzusinken!

Vor solchen Verirrungen kann Euch nicht der Stand, nicht die feinere Erziehung schützen, sondern nur Euer eigenes Herz, wenn Ihr es so bildet, daß es die Menschen liebet, wie euch selbst!

XXII. Kapitel.

Götz wird in den Bauernkrieg verwickelt.

So fest es Götz bei sich selber beschlossen hatte, sich in diesen fürchterlichen Bauernkrieg auf keine Weise zu mengen, so sah er doch täglich, wie die edelsten Ritter zum Beitritt gezwungen wurden. Er konnte sich nicht bergen, daß er bei aller Tapferkeit und Willenskraft doch auch in dem Falle, wenn die Bauern die Uebermacht haben würden, kommen könne, sich dieser wilden Rotte anzuschließen.

Er war daher bedacht, irgend eine Partei zu ergreifen, um diesem vorzubeugen.

Er trat mit mehreren seiner Freunde zusammen, um sich hierüber zu berathen, in einem Walde bei Boxberg, wo man am sichersten war vor denen fast überall und täglich sich ereignenden Einfällen der Bauern.

Götz erklärte, daß er keinen Fürsten wüßte, welchem er sich lieber anschlösse, als den Pfalzgrafen, welcher zu Heidelberg damals war.

Die Meisten waren der Meinung, sogleich zum Pfalzgrafen zu reiten; aber Götz erwiederte, daß er bereits an einen bekannten Ritter Wilhelm von Habern geschrieben habe über diese Sache, und täglich eine Antwort erwarte, die er ihnen werde sogleich wissen lassen.

So schieden sie auseinander, und der sonst so muthige Götz ritt mit einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Sorglichkeit heim.

Hiezu trug nun auch bei, daß er täglich gewärtig sein mußte, von den überall im Lande herumziehenden Bauern überfallen zu werden, und, daß er seine Hausfrau Elisabeth krank darnieder liegend wußte.

Seine erste Frage, als er von obiger Zusammenkunft heimkehrte, war daher, ob kein Brief

von Heidelberg gekommen sei, worauf er leider die Antwort Nein erhielt.

Dieß war ihm sehr unangenehm, denn er sah ein in dieser peinlichen Lage, was ihm bevorstand.

Er brachte einige Zeit deßhalb in grosser Unruhe zu, immer noch hoffend, der gewünschte Brief von Heidelberg werde kommen.

So sehr er sonst ein Freund vom abenteuerlichen Reiten war, so ließ er jetzt alles ruhen — denn es war ihm, als ob ihm Uebels bevorstände.

Sinnend saß er so eines Tages in seiner Stube, als plötzlich sein Schultheiß hereintrat, mit gar sorglichem Blicke.

Mich senden, sagte dieser, die Hauptleute der Bauernheere zu euch. Sie lassen euch bitten, zu ihnen nach Gundelsheim zu kommen, denn sie haben etwas Nothwendiges mit euch zu reden.

Dieß war für Götz eine unangenehme Botschaft, denn so oft er auch in die Nähe der Bauern gekommen war, in seinen verschiedenen Zügen, so hatte er sich immer so ziemlich entfernt von ihnen gehalten, und nun sollte er sich gar in ihr eigenes Lager begeben.

Nun erregte diese Sendung grosse Besorgnisse in ihm, denn er dachte, es möchte leicht an Weib

und Kindern ausgehen. Er hatte keine wehrhaften Leute im Haus, denn auch unter den Dienenden herrschte zu jener Zeit ein wilder Geist des Ungehorsams. Man konnte nur auf wenige sich verlassen, nur wenig getreue finden.

Demnach sah Götz ein, daß er sich nicht weigern konnte, und so ritt er denn mit seinem treuen Reinhard zu den feindlichen Bauern hinüber.

Unter ernsten Gedanken erreichte er das Wirthshaus, und dort begegnete ihm ein bekannter Rittersmann, Namens Marx Stumpf. Dieser rief ihm entgegen. Grüß dich Gott, Götz! Bist du auch da? Ihr Hauptmann sollst du werden, versetzte Stumpf.

Da soll mich Gott bewahren! rief Götz, warum thuest du es nicht.

Du kannst ja ihr Hauptmann werden! Sie haben mir es auch zugedacht, aber ich habe es ihnen ausgeschwätzt, und mich auf meinen Dienst ausgeredet.

Götz sagte hierauf: Ich will es nicht werden! Lieber gehe ich selbst zu den Hauptleuten, und erkläre ihnen diesen meinen festen Willen. Ich hoffe, sie werden mich nicht dazu zwingen.



Thue es doch, versetzte Stumpf, vielleicht kannst du dem Lande nützen.

Nein, sagte Götz, und ging von dannen zu den Hauptleuten, um diesen seine Absicht zu erklären.

Er trat in das Wirthshaus, in dem einige Hauptleute versammelt waren, und diese nahmen seine Botschaft gütig auf, und trugen ihm nur auf, es denen vor dem Thor versammelten Hauptleuten auch kund zu thun.

Götz ritt nun zum Thore hinaus mit seinem Knappen Reinhard, und bald sah er von ferne die Fähnlein des Bauernheeres wehen. Er durchritt nun das ganze Lager und fand überall bei den versammelten Anführern eine gütige Aufnahme seines festen Wortes, daß er nicht Hauptmann werden wolle.

Als er so fast das ganze Lager durchzogen hatte, sah er eine Rotte beisammen, welche schon in ihrem Aeussern das Gepräge grosser Wildheit hatte.

Als diese ihn gewahrten, hatten sie ihn gleich umringt. Es waren die Bauern aus dem Hohenlohischen, welche zu den schlimmsten im ganzen Heere gerechnet wurden.

Sie hielten Götzen und seinem Knappen die Pferde, und verlangten, er solle sich gefangen geben und ihnen Treue schwören.

Du mußt unser Anführer sein, morgen bei Buchen! (einem benachbarten Städtchen), riefen sie alle, und drängten sich mit einer grössern Gewalt an ihn.

Da sah er mit trauriger Seele nach seinem treuen Reinhard um, wohl in seinen Augen denselben Kummer lesend, denn daran war nicht zu denken, daß sie sich aus diesem ungeheuern Heere hinausschlügen.

Götz gedachte bei sich selbst an Weib und Kind, und an deren fürchterliches Schicksal, wenn er sich noch länger weigerte. Die Erinnerungen an das traurige Loos der zu Weinsberg gefangenen Ritter stellten sich vor seine Seele.

Er sah, daß seine eiserne Hand und sein eiserner Wille gegen rohe Gewalt, die ihn hier umzügelt hielt, nichts vermochte, und so mußte er ihnen denn sein ritterliches Wort geben, daß er am andern Tage in ihrem Lager zu Buchen erscheinen werde.

Mit diesem, ihm durch Gewalt abgedrungenen Versprechen, beginnt der traurige Abschnitt in dem Leben des tapfern Götz, von dem ich Euch in den folgenden Kapiteln ein Mehreres erzählen werde.

XXIII. Kapitel.

Götz erscheint in dem Lager zu Buchen, und wird zum Hauptmann ernannt.

Als am andern Morgen die ersten Strahlen der Sonne das Thal beleuchteten, fiel es dem erwachenden Götz schwer aufs Herz, welchen traurigen Ritt er thun müsse.

Umsonst, sagte er zu sich selber, habe ich mich vor dieser wilden Rotte gehütet und verborgen, sie haben mich aus meinem Schloß geholt, und mit ihrer Uebermacht gezwungen, ihnen heute anzugehören.

Meine goldne Freiheit ist dahin, und wer weiß, was die Zukunft mir Uebels bringt. Wäre

ich lieber in dem finstersten Thurm in der Türkei, als in der Gewalt dieses wilden Gesindels.

Unter solchen Gedanken kam er im Lager zu Buchen an, wo sie gleich bei seiner Ankunft ihn zwangen, vom Pferde abzusteigen,

Alle stellten sich nun in einem Kreis um ihn, und trugen ihm an, ihr Hauptmann zu werden.

Götz schlug es ihnen aber nochmals ab, und erklärte ihnen auch mit seiner eigenthümlichen Offenheit, warum er es nicht annehmen könne.

So wie ihr handelt, kann ich nicht handeln, denn bei mir findet der Wehrlose Erbarmen, und den gefangenen Feind weiß ich zu schonen, Dieß ist euere Weise nicht, darum ist unser Sinn so weit auseinander, wie Himmel und Erde, und ich kann euer Anführer nicht sein.

Aber diese Worte und alle Vorstellungen, mit welchen sie Götz noch ferner begleitete, fanden keinen Eingang bei ihnen und sie gingen von ihrer Bitte nicht ab.

An diese Bauern schlossen nun auch Marx Stumpf und mehrere Mainzische Räthe ihre Fürbitte an, und erklärten dem Götz, wie ein so tapferer und ehrenhafter Führer, wie er, dieses

wilde Volk zum Bessern leiten und vielem Unrecht zuvor kommen könne.

Bestürmt von allen Seiten, rief endlich Götz aus: Lieber schlagt mich todt, als daß ihr mich zu euerem Hauptmann wählt, wenn ihr solche Gräuelthaten ausüben wollt, wie ihr zu Weinsberg gethan! Lieber will ich mich wie ein wüthender Hund todt schlagen lassen, als daß ich meinen ehrlichen Namen mit solchen Schandthaten beflecke!

Dieß ist leider geschehen, sagten einige aus dem Haufen, aber glaubt sicher, wir werden eine solche Handlungsweise nimmermehr zugeben.

Nun denn, sagte Götz, wenn die Bauern ihrer Obrigkeit und Herrschaft wieder gehorchen, Recht nehmen und Recht geben wollen, wie es sich gebührt, und wie es auch schon war, nicht die Schlösser der Fürsten und Edlen wie Mordbrenner niederbrennen, und nicht die Unschuldigen verfolgen wollen, so will ich es acht Tage mit ihnen versuchen.

Doch mit dem waren sie nicht zufrieden, sondern sie drangen ihm dieses Versprechen für einen ganzen Monat ab.

Götz errichtete mit den Bauern einen förmlichen Vertrag, welcher sie zu einem milden ruhigen

Sinn bringen sollte, und durch welchen sie sich auch von solchen Gräueln los sagten, wie sie bereits begangen hatten.

Dieß war aber der traurigste Schwur, welchen Götz in seinem ganzen Leben that, denn wohl ahnte ihm, welche Wendung er dadurch seinem ganzen Schicksal gab.

Uebrigens hat es ihm zum Ruhm gedient, daß allerdings durch seine Theilnahme über die ihm untergeordneten Bauern ein besserer Geist gekommen ist.

Man sah es, wie ein muthiger Mann, welcher die Kraft hatte, ihnen die Wahrheit zu sagen, und ihnen ein ritterliches Wort zu halten, auch auf diese rohen Massen wirken konnte.

XXIV. Kapitel.

Ein Aufruhr in dem Heere der Bauern.

Es waren aber nicht alle mit dem Vertrage zufrieden, den Götz von Berlichingen mit dem Bauernheere abgeschlossen hatte, als er dessen Hauptmann werden mußte.

Ihr könnt Euch denken, daß viele darunter waren, denen rohe Gewalt und wilde Grausamkeit höher ging als Menschlichkeit und Schonung.

Diese nun murrten über den Zügel, welcher ihrer Mordlust gelegt war, und sehnten sich nach einer passenden Gelegenheit, den neuen Hauptmann los zu werden.

Einstens ging nun dieser ganze Zug nach dem Oertchen Amorbach, wohin sie den Grafen von Werthheim eines Vertrages halber beschieden hatten.

Götz ritt muthig voran, und dachte sich gar nicht anders, als daß sie alle desselben Weges zögen; allein nur wenige folgten ihm, und der grössere Theil blieb zurück.

Als nun Götz dieß bemerkte, kehrte er wieder um, und wollte denn sehen, welch ein Vorfall seine Mannschaft aufhielt, ihm zu folgen.

Und während er dahin ritt, kam in grosser Eile ein Kriegsmann auf ihn zu, welcher in frühern Händeln neben ihm gefochten hatte.

Dieser rief ihm hastig zu: Edler Junker, reitet nicht zu diesen Leuten hinab! — Aber Götz wurde ärgerlich über diese Rede und ritt weiter.

Als er aber sich dem Haufen näherte, sah er ein Schloß brennen, welches dem Bischof von Mainz gehörte.

Nun erklärte sich Götz alles, denn dieses war ausdrücklich gegen den Vertrag.

Unterdessen hatte sich der Kriegsmann wieder genähert, dessen Warnung er nicht hatte hören wollen. Dieser erzählte ihm nun, daß sich in dem Bauernheer, sobald er fortgeritten war, eine grosse Versammlung gebildet habe.

Sie hatten in dieser Versammlung einen Aufruhr gegen Götzen beschlossen, und sich miteinander verschworen, sowohl Götzen als auch denjenigen, welcher den Vertrag geschrieben habe, todt zu schlagen.

Was habe ich ihnen denn gethan! rief Götz im größten Zorne aus, aber dessen ungeachtet ritt er muthig weiter, und stand bald vor dem meuterischen Volke.

Hier bin ich! rief Götz, und wenn ihr etwas wider mich habt, so könnt ihr es mir offen sagen.

Diese Unerschrockenheit machte einen solchen Eindruck, daß, obwohl sie sich alle verschworen hatten, ihn zu tödten, ihn keiner zu berühren wagte.

Hierauf begannen mehrere aus dem Haufen: Wir führen Krieg um unsre Freiheiten, und nun habt ihr uns sagen lassen, wir sollen es beim Alten lassen, das wollen wir nicht!

Ich habe es euch gesagt, als ihr mich zu euerm Führer gewählt habt, ich will mich so halten, daß ihr meiner müde werdet, und ich eurer; denn ich will keinem zügellosen Heere befehlen, sondern solchen, die auch als Menschen handeln können und gehorchen! Ich war in meinem Leben kein Heuchler, und werde immer reden, wie mirs ums Herz ist, vor Einem, wie vor Tausenden! Könnt ihr mich so nicht als euern Hauptmann gebrauchen, so gebt mir acht Tage Urlaub, und thut unterdessen, was ihr wollt!

Dieser Urlaub wurde ihm bewilligt, und er ritt von dannen; die andern aber blickten staunend dem kecken Ritter nach, dem sie den Tod so eben geschworen hatten.

XXV. Kapitel.

Die Belagerung von Würzburg.

Allein so gerne Götz das Heer der Bauern verließ, so ungern entließen ihn diese von sich, denn sie hatten noch manchen kühnen Streich vor, wo sie seiner bedurften.

Das nächste, was ihnen bevorstand, war die Belagerung von Würzburg, und kaum glaubte sich Götz in seiner Freiheit, so hatte ihn der wilde Zug schon wieder in seiner Mitte.

Es war nämlich im damaligen Krieg größtentheils auf die Burgen und Schätze der Mächtigen abgesehen.

Der Bischof von Würzburg hatte sich, als er das Herannahen des Bauernheeres erfuhr, mit den vornehmen Rittern und Geistlichen, welche ihn umgabeu, nach dem an der Stadt gelegenen Bergschloß Liebfrauenberg geflüchtet.

Ihr könnt dieses Schloß noch heute in der Festung von Würzburg erblicken.

Er hatte sich dort hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, und auch mit den nöthigen Kriegsvorräthen.

Dorthin ließ er alle seine wichtigen Schriften und seine Kostbarkeiten bringen, und begab sich dann zum Churfürsten von der Pfalz. Das Schloß selbst aber ließ er in den Händen einer treuen tapfern Besatzung.

So kam nun das Bauernheer mit 30,000 Bauern vor Würzburg angerückt, und lagerte sich in der Stadt herum.

Die Anführer desselben waren, Götz von Berlichingen, Metzler, Florian Geyer, der Graf von Werthheim und andere.

Götz hatte mit seinen Leuten an der Brücke Platz ergriffen und sich auch in der Nähe der St. Burkardtskirche gelagert.

Nicht mit jenem Feuer und jener Freude, mit welcher er sonst auf solchen Zügen gewesen war, fühlte sich Götz dießmal dabei. Er hatte kein Wohlgefallen an dem Beginnen des Bauernheeres, und es war für ihn ein erzwungener Kampf.

Er leugnete dieß auch nicht, und sagte es jedem frei heraus. Er wurde aber gewarnt, vorsichtiger zu sein in seiner Rede, indem sie noch immer die Absicht hätten, ihm den Kopf abzuschlagen.

Er verhielt sich also ruhiger, und zählte die Tage, bis die Zeit aus war, die er den Bauern zugesagt hatte, bei ihnen zu bleiben. Sie waren noch nicht lange angelangt vor den Mauern von Liebfrauenberg, als schon Abgesandte der Besatzung kamen, um mit dem Bauernheere in Unterhandlung zu treten.

Dieß geschah aber nur, um Zeit zu gewinnen, bis zur Herannahung der Hilfstruppen, und um den Belagerern glauben zu machen, als sei die Hauptfrage, ob die Festung übergeben werden solle, schon entschieden.

So suchte man sie hinzuhalten mit List.

Allein mit diesem langsamen Gang der Sache waren die Bauern nicht zufrieden. Sie waren gekommen, um die reichen Schätze des Bischofs von

Würzburg zu erbeuten, und sehnten sich nach diesem Raub.

Die Getreuen des Bischofs aber wußten, daß er hier seine wichtigsten Papiere und seine kostbarsten Kleinodien verborgen hatte, und hatten unter sich einen Eid geschworen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren.

Es wurden daher mehrere Stürme von ihnen muthig zurückgeschlagen, und dabei verloren jedes Mal die Bauern viele Leute.

Dieß machte die Besatzung muthiger und die Bauern erbitterter.

Unter dem Bauernheere brach merklicher Mangel an Lebensmitteln aus, und deßhalb grosse Uneinigkeit.

Ihr könnt Euch denken, daß bei allen Vorfällen Götz sich immer wieder von seinem Posten entfernt wünschte.

Eines Abends saß er an dem Eingang der Burkardtskirche und blickte ungewöhnlich finster vor sich hin. Da hörte er Jemanden in seiner Nähe — es war sein getreuer Reinhard.

Will sehen, sagte dieser, ob wir noch lange da gelagert bleiben. Ich denke nicht!

Das wäre gut, erwiederte Götz, ich liebe dieses Leben nicht.

Das sehe ich euch an — aber ihr wißt nicht, was ich weiß — und hier bog er sich leise zu ihm hinüber.

Da droben auf der Festung haben sie Verstärkung erhalten; die kriegen wir nimmermehr!

Weißt du das gewiß? fragte der Berlichinger.

Allerdings. — Der Georg Truchseß mit den Truppen des schwäbischen Bundes ist nahe, und der Churfürst Ludwig von der Pfalz folget ihm nach mit seinen Völkern, um sich mit ihm zu vereinigen; ihr werdet sehen, die Geschichte nimmt bald ein Ende.

Das wolle Gott! rief Götz.

Und während dem sie so sprachen, entstand auf einmal ein grosser Lärm im Lager, und es wurde schnell zum Aufbruch geblasen.

Siehst du, wie ihnen die Katz den Rücken hinaufläuft! rief Götz, und ließ sich schnell sein Pferd satteln, um mit dem Heere aufzubrechen.

Ihr könnt euch denken, daß die herannahende Hilfe für die treue Besatzung von Liebfrauenberg eine sehr fröhliche Botschaft war.

Von nun an verfolgte das Bauernheer das Unglück, und ich werde Euch im nächsten Kapitel erzählen, wie es dasselbe nicht mehr verließ.

XXVI. Kapitel.

Götz verläßt das Bauernheer.

Als sie von Würzburg aufbrachen, suchten sie sich schnell nach Würtemberg hinein zu ziehen, weil sie dort sich sicher glaubten.

Sie hörten nun, daß der Churfürst Ludwig von der Pfalz sich wirklich mit Georg von Truchseß vereinigt hatte, um mit vereinter Kraft gegen das Bauernheer los zu rücken, nachdem sie dasselbe von Würzburg verjagt hatten.

Der Churfürst von der Pfalz war immer jener Mächtige, welcher in dem Bauernkriege mit der größten Menschlichkeit und Schonung handelte.

Er ermahnte die Bauern, wie es Götz früher auch gethan, die Schlösser und Klöster nicht nieder

zu brennen, und hätte ihnen gerne den Frieden unter dieser Bedingung mit dem Schwabenbunde ermittelt.

Allein sie hörten ihn so wenig als sie ihrem wackern Hauptmann Götz gefolgt waren, und fuhren in ihren Räubereien und Plünderungen fort, so daß der Churfürst von der Pfalz, so ungern er es auch that, sich an diejenigen anschließen mußte, welche mit unerbittlicher Strenge gegen sie verfuhren.

Während dem nun alles dieses geschah, zog Götz mit einem Theil des Bauernheeres durch mehrere hohenlohische Oerter, und als sie zu Adelsfurt ankamen, erinnerte sich Götz mit Freuden daran, daß die vier Wochen aus waren, für welche er dem Bauernheer seine Dienste zugesagt hatte.

Es ward ihm sehr leicht bei den abenteuerlichen Streifereyen des Bauernheeres, mit seinem treuen Reinhard den Weg nach seiner Heimath einzuschlagen, und es ward ihm wohl ums Herz, als er sich sagen konnte, daß er nun nicht mehr zu der wilden Rotte gehöre.

Unterdessen hatte sich ein Theil des Bauernheeres bei Königshofen gesammelt und mit einer grossen Menge von Kanonen versehen.

Diese Mannschaft war entschlossen, sich auf das äusserste zu vertheidigen; doch fehlte es ihnen vorzüglich an Reiterei. Mit dieser war nun das pfälzische Heer wohl versehen, und Truchseß fiel, während dem die Bauern von vorne gleichfalls angegriffen waren, denselben mit der Reiterei in den Rücken, so daß sie eine gräuliche Niederlage erfuhren.

Es lagen bei 7000 Bauern in ihrem Blute, und alles Geschütz ging denselben verloren.

Ihr könnt aus dieser grossen Anzahl von Erschlagenen entnehmen, daß es den Bauern bei ihrem Unglücke nicht an Muth gefehlt, denn diese kamen nicht auf der Flucht, sondern mit dem Schwerte in der Hand um.

Während dieses Vorfalles hatten sich 1000 Mann Würzburger Bauern bei einer verfallenen Burg zu Engelstadt versammelt.

Sie hatten die Absicht, sich mit dem Heere bei Königshofen zu vereinigen, und ahnten von der Niederlage desselben nicht das geringste.

Mit einem Male sahen sie das vereinte Heer des Churfürsten und des Georg Truchseß auf sich zu kommen, welch Letzterer weit und breit berüchtiget und gefürchtet war wegen seiner Grausamkeit.

Dieser kleine Haufen zitterte aber nicht vor der Uebermacht, welche sich ihnen näherte, und hatte beschlossen, miteinander einen ehrenvollen Tod zu sterben.

Hätten sie es nur mit Fußvölkern oder Lanzenknechten zu thun gehabt, so würde ihre tapfere Gegenwehr etwas gefruchtet haben, aber auch sie umzingelte die Reiterei von allen Seiten, so daß sie unterliegen mußten.

Dennoch wehrten sie sich mit unbeschreiblicher Tapferkeit.

Das Heer des Schwabenbundes verlor viele Ritter, Edle und Knechte; von den 1000 Bauern aber hat keiner um sein Leben gebeten.

Alle wehrten sich bis zum letzten Athemzuge, und sind als freie Männer gefallen!

Ich erzähle euch diese Züge von dem Heldenmuthe des Bauernheeres, damit ihr sehet, daß bei vieler Wildheit und Rohheit, welche in demselben herrschte, auch eine grosse Tapferkeit war, die eure volle Achtung verdient!

XXVII. Kapitel.

Ende des Bauernkriegs.

So hatte denn das Glück das Bauernheer überall verlassen, und es erlebte die furchtbarsten Niederlagen. Ueberall wurden diejenigen Einwohner, welche es mit dem Bauernheere gehalten hatten, scharf gezüchtiget, und viele Dörfer abgebrannnt.

Das Bauernheer hatte nach und nach seine Führer verloren, Florian Geyer, war einer derjenigen, welche am längsten aushielten. Er wurde auf dem freien Felde vor Würzburg erstochen.

Bald darauf hielten die Anführer des bündischen Heeres zu Würzburg ihren Einzug, nachdem sich diese Stadt ihnen ergeben hatte.

Kaum war das Bundesheer dort eingezogen, als man schon die Bauern, welche zu Würzburg gehörten, und diejenigen, welche noch von andern Gegenden hinzugekommen waren, auf drei verschiedenen Plätzen versammelte.

Hierauf ertheilte Truchseß mit seiner gewohnten Grausamkeit den Befehl, diese Gefangene alle mit der Reiterei des Bundesheeres zu umstellen.

Mit Thränen in den Augen lagen Schuldige und Unschuldige auf ihren Knien, und erwarteten ihr Schicksal.

Jünglinge und eisgraue Greise waren unter denselben, mancher vielleicht, der sich im Herzen des reinen Willens bewußt war; doch das Glück und die Macht waren in den Händen der Feinde.

Im Angesichte dieser knienden Menge wurden aus derselben achtzig Männer in den Mauern von Würzburg enthauptet, und mit solchen Hinrichtungen wurde im ganzen Lande fortgefahren.

Das noch erhaltene Eigenthum der Theilnehmer an jenem furchtbaren Aufstande wurde den Plünderungen der Lanzenknechte preisgegeben.

Verödet lagen die schönen Weinberge, welche Würzburgs freundliche Gegend schmückten; unangebaut lagen die fruchtbaren Felder, und man zählte an 200 Schlösser und Klöster, welche der Wuth beider Theile zum Opfer gefallen und abgebrannt waren.

Während dem Churfürst Ludwig in die Rheingegenden zog, und, wo es möglich war, den Frieden

wieder herzustellen, sehnte sich Truchseß nach neuem Morden und Brennen, und zog mit seinem Heere nach dem untern Theil von Schwaben gegen Allgäu hin, wo er gehört hatte, daß es wieder unruhig sei. Diese Bauern hatten sich bereits an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich ergeben, welcher mit Truchseß nichts zu thun haben wollte, und die Bauern gern schonte.

Aber Truchseß achtete auf seinem verheerenden Zuge nicht darauf, er nahm die Stadt Memmingen weg, und nöthigte durch sein Heranrücken die Bauern, sich aufs neue zu sammeln.

So mußten sich denn diese armen Verfolgten, welche sich bereits sicher glaubten, aus Mangel an Pulver auf die Berge und in die Waldungen flüchten, und dennoch kamen wieder an 23,000 Bauern gegen ihn zusammen.

Doch Truchseß war damit nicht zufrieden, und zündete alle Dörfer rings um sie an.

Dieß versetzte sie nun in die äusserste Verzweiflung.

Als sie die Häuser brennen sahen, in welchen ihre Angehörigen wohnten, verfluchten sie diesen fürchterlichen Krieg, und lieferten in wilder Raserei

ihre Hauptleute dem Truchseß aus, welcher ihnen allen unerbittlich die Köpfe abschlagen ließ.

Aber mitten in diesen Grausamkeiten schlug auch für Truchseß die verhängnißvolle Stunde, welche ihn abrief von seiner schrecklichen Bahn.

Unter dem Bundesheere waren noch Menschen, welche dieses grausame Morden und Niederbrennen nicht billigen konnten. Sie wußten wohl, daß man diesem harten Herzen keine Menschlichkeit predigen konnte, darum wurde dem Truchseß sogleich der Abschied gegeben, welches ihm ärger war, als der Tod.

Mit ihm wurden alle seine Truppen abgedankt, und so schloß sich dieser fürchterliche Krieg, welcher so lange und so verheerend in Euerm deutschen Vaterlande gewüthet hatte.

XXVIII. Kapitel.

Die Folgen einer Unwahrheit.

Wir wollen nun zurückkehren von der allgemeinen Geschichte zu unserm Götz, welcher allen diesen Dingen von ferne zusah, und sich glücklich fühlte, daß er nichts mehr mit diesem Kriege zu thun hatte.

Er ist vielfach getadelt worden, daß er das Bauernheer verlassen habe, allein wir müssen bedenken, daß ihn nur die Gewalt zwang, dessen Hauptmann zu werden, und daß er dessen ungeachtet sein Wort gehalten, und die vier Wochen bei demselben blieb. Warum hätte er aber noch länger bei einer Partei bleiben sollen, welcher er nicht mit freiem Willen und nicht mit Ueberzeugung beigetreten war?

Dennoch kamen ihm diese wenigen Wochen, welche er bei dem Bauernheere zugebracht hatte, theuer zu stehen, und ihr werdet im Verlauf dieser Erzählung noch hören, wie viel er deßhalb zu leiden hatte.

Laßt Euch nun erzählen, wie es ihm ergangen war, als er vom Heere weg heimwärts geritten war.

Es fing schon zu dämmern an, als er die Zinnen seiner Burg von ferne erblickte, und das freudige Gefühl der Heimath erwachte in seinem Herzen. Er sehnte sich nach seinem stillen Heerde, und dachte bei sich selbst, daß er doch ein trauriges ödes Leben bisher geführt hatte.

Und wie er an der Zugbrücke seines Schlosses stand, und Einlaß begehrte, da vernahm er, wie seine wohlbekannte Stimme eine freudige Bewegung in der ganzen Burg hervorbrachte. Seine Hausfrau Elisabeth trat mit der Leuchte unter das Schloßthor und fiel ihm um den Hals, sich innig freuend, daß sie ihn nach so manchen Gefahren wieder habe.

Auch seine Schwiegermutter bewillkommte ihn freundlich, und allen war er eine grosse langentbehrte Freude.

Als der Abend heranrückte, und sich alle Hausgenossen zur Ruhe begeben hatten, saß Götz noch immer traulich in seinem Erkerfenster und erzählte seiner Elisabeth von allem, was ihm begegnet war.

Als er ihr nicht verhehlte, daß es ihm nahe gestanden habe, von den Bauern geköpft zu werden,

rief Elisabeth in dem Tone des Schreckens: O hätte ich das ahnen können, ich würde nicht der Mutter gefolgt haben.

Götz fuhr erstaunt auf, was meinst du damit?

Elisabeth war in einer solchen Bewegung, daß sie nicht mehr schweigen konnte, sondern fortfuhr: Ja, ich sehe es ein, ich bin auch Schuld daran, daß du in all dieses Elend gekommen bist! Du weißt, daß ich krank darnieder lag, als du damals abwesend warst, und bei deiner Heimkehr so sehnlich nach einer Botschaft von Heidelberg verlangtest!

O lieber Götz! es war in deiner Abwesenheit ein Brief von Wilhelm von Habern von Heidelberg gekommen, welcher dich der Sache des Pfalzgrafen verbunden hätte.

Meine Mutter erhielt den Brief, erbrach ihn, und las ihn mit mir. O Gott! rief meine Mutter, wenn wir Götz fortlassen nach Heidelberg, so sind wir alle verloren, wer wird uns hier beschützen!

Da hat mich nun, fuhr Elisabeth mit zitternder Stimme fort, die Mutter beredet, ich soll dir den Brief gar nicht sehen lassen, und so kam ich dazu, dich zum erstenmal in meinem Leben anzulügen.

Diese Lüge habe ich theuer büssen müssen, und werde noch lange daran zu tragen haben! rief Götz, und drehte in grossem Zorne seiner Hausfrau den Rücken, indem er für sich brummte: Verdammtes Weibervolk thut immer übel daran, wenn es sich in männliche Händel mischt.

XXIX. Kapitel.

Elisabeth grämt sich sehr über ihre Voreiligkeit.

Aber Elisabeth war in ihrem Herzen viel betrübter, als Götz, denn sie sah nun ihren ganzen Fehler ein.

Warum, sagte sie zu sich selbst, bin ich nicht der Wahrheit treu geblieben, wie ich es doch immer war?

Warum ließ ich mich durch meiner Mutter Aengstlichkeit schrecken, und habe nun durch diese einzige Unwahrheit meinen Götz in all sein Leiden gebracht.

Wäre er zum Pfalzgrafen, wie er wollte, so hätten ihn die Bauern nicht zwingen können, ihr Führer zu werden.

In solchen Gedanken und unter heissen Thränen verstrich der armen Elisabeth die ganze Nacht.

Am andern Morgen, als Götz zu ihr kam, und sie so blaß und mit rothgeweinten Augen fand, hatte er Mitleid mit ihrem Kummer, und reichte ihr die Hand; dir habe ich es verziehen, sagte er, weil ich dich lieb habe, aber deine Mutter kann ich nicht mehr im Hause dulden, denn ein anders Mal würde ich es nicht so leicht verzeihen.

Elisabeth wollte ein Wort für die Mutter sprechen, aber Götz faltete die Stirne so streng, daß sie keinen Widerspruch mehr wagte.

Sie eilte zur Mutter hinüber, und kündigte ihr den Willen ihres Gatten an. Diese glaubte, es sei nur augenblickliche Aufwallung, und versuchte es, Götz selbst zur Milde zu bewegen.

Als aber Götz sie sah, erwachte sein ganzer Zorn wieder.

Er warf ihr all ihr Unrecht vor, und schloß mit den Worten: **Störe mir meinen Hausfrieden nicht länger, und betrete meine Schwelle nicht mehr!**

Die Schwiegermutter schlich sich leise davon, und Götz erlaubte ihr nie wieder auf seinem Schlosse zu erscheinen.

Elisabeth erhielt keine Vorwürfe mehr von ihrem Gatten, aber so oft für Götz ein neues Unglück heranbrach, in Folge seines Beitritts zum Bauernheere, erwachte immer ihr Gewissen wieder, und sie sagte zu sich selbst: Warum bin ich der Wahrheit nicht treu geblieben?

Uebrigens hatte Elisabeth nicht Unrecht, sich hierüber zu grämen, denn es entspann sich in Folge ihrer Unwahrheit für Götzen eine Reihe von Leiden, welche ihm einen grossen Theil seines Lebens verbitterten.

XXX. Kapitel.

Götz wird gewarnt, nach Augsburg zu gehen.

Es währte nicht lange, so ritt Götz einmal nach Werthheim, woselbst der Herr des Schlosses, ein Graf Georg von Werthheim, ihm sehr zugethan war.

Mit ihm ritt Hans von Selbitz, welcher in aller Angst und Noth immer dem Berlichinger treu geblieben war.

Glaube mir, sagte Selbitz, du hättest nicht sollen so oft nach Stuttgart reiten zu dem Truchseß von Waldburg, ich traue ihm nicht!

Warum sollte ich nicht hingeritten sein, erwiederte Götz, er hat mir nur Ehre angethan, und mir kaiserliche Dienste angeboten.

Und dich recht ausgehehlt über den Bauernkrieg, damit er seiner Zeit dir es vergelten kann! Er ist ein hinterlistiger, grausamer Mann, der es gerade auf die abgesehen hat, die sich tapfer ihrer Haut wehren.

Glaube nicht, entgegnete Götz, daß die Mahnung, mich in Augsburg zu stellen, nur von ihm kommt, ich habe ihn ja nie beleidiget!

Dem sei, wie ihm wolle, mir ahnet nichts Gutes, seit du nach dem Schlusse des Bauernkrieges dich an den Truchseß gewendet hast!

Und mit diesen Worten ritten sie durch die Thore der Herberge von Werthheim.

Sie fanden dort einen hagern Mann in Ritterkleidern, welcher eben beschäftiget war, seine Abendmahlzeit zu sich zu nehmen, und in welchem Selbitz den Ritter Tillmann von Premen erkannte.

Bald darauf erschien ein Diener des Grafen von Werthheim, und lud Götzen für den andern Morgen zum Frühstück ein.

Götz verfügte sich auch am andern Tage dahin, und ließ Hans von Selbitz und den Ritter von Premen in traulichem Gespräche über die Händel des Tages in der Herberge zurück.

Als Götz in die Stube des Grafen trat, reichte ihm dieser treuherzig die Hand, und sagte ihm: Ihr seid wegen eurer Verwicklung in den Bauernkrieg zu Augsburg von Seite des Bundes gefordert worden, werdet ihr euch dort stellen?

Ja, ich habe es im Sinne, dort zu erscheinen, erwiederte Götz.

Erlaubet mir, daß ich euch dieß als Freund widerrathe, antwortete der Graf.

Ich werde mich dennoch stellen, sagte Götz, und sollten sie mich in den untersten Thurm werfen, denn ich bin mir meiner Unschuld bewußt!

Wisset denn, fuhr der Graf von Werthheim fort, daß der Bund im Sinne hat, euch sogleich gefangen zu nehmen, sobald ihr in Augsburg in der Herberge anlangt.

Sei's, erwiederte Götz, sie können mir nichts thun, denn ich bin gezwungen worden, am Bauernkriege Antheil zu nehmen.

Das wolle Gott, daß sie euch nichts zu leide thun! rief der Graf von Werthheim, aber denket an mich, und stellet euch nicht.

Ihr werdet schon bemerkt haben, daß Götz immer gern der Gefahr entgegen ging, und so war es denn auch hier. Er erkannte die Freundschaft des Grafen für ihn, aber er achtete seiner Warnung nicht, weil er im Gefühle seiner Unschuld sich sicher glaubte, vor unwürdiger Behandlung.

XXXI. Kapitel.

Götz kömmt ins Gefängniß nach Augsburg.

Als sie heimwärts ritten von Wertheim zurück, erzählte ihm Hans von Selbitz, daß es ihm vorkomme, als ob der Ritter von Premen den Grafen von Werthheim gebeten habe, ihn zu warnen, und er lobte ihn als einen wackern Gesellen.

Das mag er sein, versetzte Götz, aber ich gehe dennoch hin nach Augsburg, mögt ihr alle sagen, was ihr wollt!

Du bist eben der alte Trotzkopf, der sich vorher nichts sagen läßt. Sieh du zu, wie du daraus kömmst, wenn du ehrlicher Freunde Meinung nicht hören willst!

Und bei diesen Worten gab Selbitz seinem Gaule die Sporen, und ritt schnell von dannen, seiner Heimath zu.

Götz aber ritt ruhigen Sinnes seiner Burg zu, und ließ sich zu Hause von dem Vorgefallenen nichts merken.

Er erhielt noch eine Aufforderung von Seite des Schwabenbundes in Augsburg zu erscheinen, und brach endlich auf, um sich dort zu stellen.

Doch seine Elisabeth sah ihn nicht ruhigen Sinnes dahin ziehen. Sie hing lang an seinem Halse, als er fort wollte, und schien voll banger Ahnungen beklommen zu sein. Dennoch ließ sie ihn ziehen, denn sie wußte, daß ihr Wille dem seinigen unterthan sein müsse.

Nach wenig Tagen ritt Götz, begleitet von seinem Reinhard, zu Augsburgs Thoren hinein, der Herberge zu.

Als er vom Pferde stieg, sah er, wie sich mehrere Männer in Mänteln dicht an ihn hindrängten, dann hörte er sie flüstern: das ist der Berlichinger mit der eisernen Hand!

Und als dieses Wort ausgesprochen war, und Reinhard die Pferde in den Stall führte, sah er sich sogleich umringt.

Was wollt ihr? rief er, nach seinem Schwerte greifend.

Da trat ein Ritter auf ihn zu, und rief: Im Namen des Bundes! Ihr seid unser Gefangener.

Götz sah, daß hier alle Gegenwehr überflüssig war, indem immer mehr Bundestruppen sich um ihn versammelten, und ergab sich in sein Schicksal.

Er wurde nun in einen Thurm gesperrt, und verlebte dort die traurigsten Tage.

Als Reinhard das Schicksal seines Herrn erfuhr, machte er sich sogleich auf, und ritt nach Hause, und brachte der Hausfrau Elisabeth die traurige Botschaft.

O darum ward mir das Herz so schwer, als er fortging! rief Elisabeth, und brach in Weinen aus, und alle Reue über die frühere Unwahrheit erwachte wieder in ihrer bekümmerten Seele.

XXXII. Kapitel.

Götz wird in Augsburg verhört.

Götz hatte schon mehrere Tage auf feuchtem Stroh in seinem Kerker gelegen, als er die Schlüssel seines Kerkermeisters an der Thüre klirren hörte zur ungewöhnlichen Stunde. Es waren drei Räthe, welche mit ihm herein traten, und welche Götz für Mitglieder des Schwabenbundes erkannte.

Sage an, Götz von Berlichingen zu Hornberg, welchen Antheil hast du an dem Bauernaufruhr genommen? fragte ihn der Aelteste.

Ich kann es bei Gott verantworten, wie ich in dieses Bauernheer kam, ich bin mir keines Unrechts bewußt, erwiederte Götz mit unerschrockener Stimme. Sendet mir einen Schreiber her, damit ich demselben alles angebe, wie es zugegangen ist, treu und wahr, wie ich selber bin.

Dieß kann dir gewährt werden, sagte ein anderer der Räthe, und hierauf entfernten sie sich wieder.

Als sie fort waren, verlangte Götz Feder und Papier, und setzte sich nieder, um den ganzen Hergang der Sache aufzuschreiben, wie er war.

Am andern Tage kam ein gar zierlicher Mann in schwarzem Kleide zu ihm, und sagte, er sei der Schreiber, welchen der schwäbische Bund zu ihm abgeordnet habe.

Götz gab ihm hierauf die Geschichte seines unglücklichen Eintrittes in das Bauernheer, wie er sie niedergeschrieben hatte, an, und bat ihn, sie abzuschreiben.

Der Mann fing denn nun an, alles gar zierlich abzukopiren, aber er hatte dabei einen etwas falschen Zug im Gesicht, welcher Götzen nicht gefiel.

Als er fertig war, packte der Schreiber alles zusammen, um es dem Bunde vorzulegen. Götz hatte zu viel Treue und Glauben, um die Abschrift nachzulesen.

Einige Tage darauf erschienen etliche Räthe des Bundes, und erneuerten ihre Fragen. Sie theilten ihm verschiedene Anklagen mit, welche seinem Schreiben ganz widersprachen.

Als Götz nun sah, daß man seinen wahrhaften Worten keinen Glauben schenken wolle, ergriff ihn Zorn und Schmerz so lebhaft, daß ihm die Thränen in

den Augen standen, und er hatte deren in seinem Leben nicht viel vergossen, und sie oft zu unterdrücken gewußt.

Ist es möglich! rief er aus, daß man meine ehrliche Aussage bezweifelt, die ich niedergeschrieben habe? Wer mir zutraut, daß ich nicht die reine Wahrheit gesagt habe, der thut mir grosses Unrecht, und ist ein Räuber meiner Ehre, er sei, wer er sei! Ich will es mit Gottes Hülfe beweisen, daß ich keine Lüge geredet habe.

Ich habe mein ritterlich Wort noch nie gebrochen, und würde lieber mein Leben im Kerker beschließen, als wie wortbrüchig sein!

Und mit gerechtem Zorne wendete Götz ihnen den Rücken, und beantwortete diesen Tag keine ihrer Fragen mehr, so daß sie schweigend sein Gefängniß verließen.

XXXIIII. Kapitel.

Götz weigert sich, einen Vergleich mit dem Schwabenbunde zu schließen.

Allmählig war in diesem traurigen Kerker dem armen Götz ein Jahr dahin geschlichen, und noch sahe er nicht, wann seine Qualen enden würden. Obwohl das Herz seines Kerkermeisters ziemlich verhärtet schien, so hatte derselbe doch oft Mitleiden mit dem tapfern Gesellen, der nun so thatenlos sein Leben vertrauern mußte, denn weit und breit war der Ritter mit der eisernen Hand bekannt.

Dieser Mann suchte seinem Gefangenen jede Zerstreuung zu verschaffen, die in seinen Kräften lag, und freute sich jedesmal, wenn er Götz etwas erheitert fand.

Eines Abends, als schon alles ruhig war, führte er einen Ritter hinein in Götzens Gefängniß mit herabgelassenem Visir. Als derselbe es aufschlug, erkannte Götz Wolf von Freyburg,

einen Augsburgischen Hauptmann, welcher sich immer freundlich gegen ihn erwiesen hatte.

Lieber Götz, sagte der Hauptmann, ich fühle Mitleid mit eurer Lage; kann ich euch denn gar nichts helfen?

Wie sollte dieß möglich sein, erwiederte Götz, finster vor sich hinblickend.

Ich rathe euch, besteht nicht auf dem strengen Recht, wie's euch gebührt!

Soll ich so lange in diesem Gefängniß gesessen haben, ohne ein gerechtes Urtheil? sagte Götz.

Ihr habt Feinde, Götz! fuhr der Hauptmann fort, eure kühne Reiterei aus dem Steigreif hat euch schon früher manchen Gram gemacht, seid gefaßt darauf, daß nicht lauter billige Richter bei euch zu Gerichte sitzen.

Eure kurze Theilnahme an dem Bauernkriege wird Vielen ein erwünschter Vorwand sein, euch zu verfolgen!

Wohl habe ich manches Bischofes Zorn auf mich geladen, versetzte Götz, was werden wohl die Räthe der Bischöfe von Mainz und Bamberg zu meiner Gefangenschaft sagen?

Ich habe mich, sagte Freyburg, längst mit allen über euch benommen.

Es gelang mir, wenn gleich nicht ohne Mühe, sie zum Frieden zu stimmen, damit sie gegen euch nichts mehr unternehmen.

Mit manchem verständigen und gelehrten Mann habe ich über eure Lage gesprochen.

Sie sind alle der Meinung gewesen, ihr sollt einen billigen Vergleich eingehen, und es auf den Richterspruch nicht ankommen lassen.

Götz. Und das soll das Ende meiner ganzen Untersuchung sein, daß ich den Vergleich anbiete, wenn mir Unrecht geschieht!

Freyburg. Laßt es euch auf tausend Gulden nicht ankommen, und sucht durch ein Lösegeld aus der ganzen Geschichte euch zu helfen.

Götz. Nimmermehr! Ich bin mir bewußt, daß ich an dem Bauernaufruhr unschuldig bin, ich bin nur durch Unglück und Zwang in denselben verwickelt worden.

Wahrlich! wenn ich einen Heller auf dem Boden meiner Kerkerstube fände, und mich loskaufen könnte, ich würde dennoch ihn nicht daran wenden, weil ich mich schuldlos fühle, und mein Urtheil ruhig erwarte.

Alle Ueberredung von Freyburg fruchtete bei dem Berlichinger nichts.

Sein eiserner Sinn war nicht zum Vergleiche zu bewegen, und mit bekümmertem Herzen verließ ihn sein Freund.

XXXIV. Kapitel.

Es wird das Urtheil über Götz gefällt.

Langsam schleppte sich für den gefangenen Götz die Zeit hin, und schon neigte sich das zweite Jahr seinem Ende.

Nicht minder traurige Tage verlebte Elisabeth auf dem einsamen Schlosse zu Hornburg, wohin sie die letzte Zeit gezogen war.

Sie konnte ihre armen Kinder nicht verlassen, sonst würde sie den gefangenen Gatten besucht haben in seiner Einsamkeit.

Die Mutter durfte nicht mehr über die Schwelle des Hauses, so hatte es Götz befohlen.

Selten, daß ein vorüberziehender Rittersmann das einsame Schloß Hornburg besuchte, denn sie wußten ja alle, daß der Herr desselben in schnöder Gefangenschaft war, und so war denn Elisabeth mit ihrem Schmerze allein.

Oft ging sie in einsamer Stille hinab in die Kapelle des Schlosses und warf sich auf ihre Knie nieder.

O Gott! rief sie, du bist der Gott der Liebe, und hast Erbarmen mit denen, die da Leid tragen. Laß nicht ewig den schweren Kummer auf mir lasten, daß ich Theil habe an dem Elend meines Mannes, weil ich abgewichen bin, von dem Pfade der Wahrheit. Gieb meinen Kindern den Vater wieder, und meinem Herzen die Ruhe!

Und oft sank die Sonne hinab und die letzten Strahlen derselben zitterten durch die gothischen Fenstern der Kapelle, und das Grauen der Nacht gab Elisabeth ihren finstern Schmerz wieder hin, und sie sah noch keinen Abend, der ihn enden würde.

Sie saß jeden Abend traurig an ihrem Spinnrocken, und wenn sie die Kinder schlafen gelegt hatte, öffnete sie die Erkerfenster ihrer Stube und blickte in die dunkle Nacht hinaus.

Oft täuschte sie ihre Phantasie.

Sie glaubte den Hufschlag eines Pferdes zu hören, welches sich dem Schlosse nahe, sie glaubte Menschentritte zu vernehmen — und wenn sie dann lange emsig gehorcht, war es das Klappern einer nahen Mühle, das Rauschen des Abendwindes, welches sie bethört hatte, dann brach sie in Thränen aus, und nur der Schlaf, wenn er endlich auf ihre rothgeweinten Augen herabsank, gab ihr den Frieden wieder.

So war sie einst eingeschlummert, da glaubte sie im Traume Menschentritte am Schloßhofe zu hören. Sie hörte es immer wieder, endlich rieb sie sich die Augen und blickte zum Fenster hinab. Der Mond beleuchtete mit matten Strahlen zwei Ritter, welche am Thore hielten.

Da schlug ihr ahnungsvoll das Herz! Sie stürzte hinab über die Treppe, und öffnete die Thore. Und siehe da, es war Götz, der heißersehnte, welcher am Thore hielt.

Wie schnell war all ihr Jammer und Kummer vergessen. Sie fühlte ihn an, um sich zu überzeugen, daß es Wahrheit sei, und fiel ihm immer wieder um den Hals, in der vollen Freude, ihn wieder zu haben.

Sein getreuer Hans von Selbitz hatte ihn heimwärts begleitet.

Als ihn Elisabeth beim Lichte betrachtet hatte, bemerkte sie mit Wehmuth, daß er sehr mager geworden war, auch lag ein tiefer Zug des Grams auf seinem edlen männlichen Gesichte.

Mit meinem Reiterleben ist es jetzt aus! rief Götz mit traurigem Ernste. Hier lies es selbst, das Urtheil, was sie über mich gefällt haben.

Ich darf, so lang ich lebe, kein Pferd mehr besteigen, und die Gränzen meiner Hofmark nicht überschreiten. Nicht einmal über Nacht darf ich von Hornburg wegbleiben!

O mein guter Hans von Selbitz! du, der du auf allen meinen Zügen ein so getreuer Gefährte warst, welch ein Leben werde ich nun führen, ist es denn nicht schon halber Tod?

Und nicht einmal rächen darf ich mich an all dem Gesindel, welches mich mit diesem Urtheile zu todt martern will!

Elisabeth verließ das Zimmer, und brach in heiße Thränen aus. Wohl ist er mir wieder gegeben, aber die Freude ist aus seinem Leben genommen, und wann wird sie wiederkehren?

XXXV. Kapitel.

Grosse Gewissenhaftigkeit von Götz.

Ihr könnt Euch denken, liebe Kinder, welch ein trauriges Leben Götz von nun an führen mußte. Damals führte man keine so sitzende Lebensweise, wie jetzt, wo es Menschen gibt, welche tagelang ihr Zimmer und ihre Bücher nicht verlassen. Des Edelmanns Leben war ein kühnes Reiten und Wagen, und eine beständige Uebung der Körperkraft. Zum Schreiben und Lesen kamen sie weniger als jetzt, desto mehr zum Handeln.

Wie langsam mußten also dem an abenteuerliche Züge gewöhnten Götz die Tage dahinschleichen, und dennoch brachte er in dieser thatenlosen Verbannung sechszehn Jahre seines Lebens hin. Das einzige Vergnügen, welches ihm noch geblieben war, bestand in der Jagd, welcher er eifrig oblag.

Einst war er mit seinem treuen Reinhard in einiger Entfernung von Hornburg dem Waidwerke nachgegangen, als er sich plötzlich auf einer Wiese sah, die nicht zu seinem Gute gehörte.

Er erinnerte sich plötzlich der Uhrfehde, welche er bei seiner Entlassung aus dem Gefängniß beschwor, und erschrack darüber, weil er glaubte, die Markung überschritten und sein Wort gebrochen zu haben.

Niemand hatte es gesehen, als sein Reinhard, und dieser würde es Niemanden verrathen haben.

Aber Götz hielt streng auf ein gegebenes Wort, und konnte es sich nicht verzeihen, daß er ohne sein Wissen es verletzt hatte.

Und wenn es auch gar Niemand wüßte, als ich, es würde mich darum nicht minder schmerzen, wenn ich mein Wort nicht halte!

Er theilte seine Zweifel seinem Reinhard mit, und dieser erinnerte ihn daran, daß ihm ja dieser Fleck zinsbar sei. Nun wurde Götz wieder ruhig, weil er sich erinnerte, daß ihm das Urtheil gestatte, auf allen Gründen zu verweilen, die ihm gehörten und zinsbar waren.

Laßt Euch diese Gewissenhaftigkeit zum Muster dienen. Wenn Ihr etwas versprecht, so haltet es stets mit derselben Treue wie Götz, und wenn es auch kein menschliches Auge sieht, wenn Ihr euer Wort verletzt. Gottes Auge sieht alles, was in Euerem Herzen vorgehet.

XXXVI. Kapitel.

Götz wird aus seiner Verbannung erlöst.

Es war an einem trüben Novemberabend, als ein dichter Nebel herabsank, und Götz in mißmuthiger Stimmung in seiner Stube saß.

Da hörte er das Wiehern eines Rosses am Schloßthor. Ihm ward es wehmüthig, denn er, der sonst ein so geübter Reiter war, hatte fünfzehn Jahre lang kein Roß besteigen dürfen!

O, wenn ich doch noch einmal auf dem Pferde säße, ehe mich der Tod hinüberführt, sagte er betrübt.

Der Reiter ritt unterdessen zum Thore herein, und siehe da, es war der Graf von Werthheim, welcher ihn damals gewarnt hatte, sich in Augsburg zu stellen.

Glück auf! rief er dem Berlichinger zu, der Kaiser hat euch begnadigt, euch ist die Strafe eurer Verbannung erlassen.

Elisabeth wäre vor Freuden gern dem Grafen zu Füßen gefallen, und Götz war unendlich gerührt.

Habe ich es euch zu verdanken? fragte er den Grafen. Doch dieser erklärte ihm, daß viele mächtige Fürsten in Deutschland sich für ihn bei dem Kaiser verwendet hätten, und daß er endlich nachgegeben und ihn begnadigt habe.

Dieser trübe Novemberabend wurde ein sehr heiterer.

Hans von Selbitz wurde herbeigeholt, um die frohe Botschaft zu hören.

Die sechszehn langen Jahre, welche Götz in Trauer und Mißmuth verlebt hatte, waren nun verschmerzt und überwunden durch das Glück der wiedergeschenkten Freiheit.

Götzens Küche war zwar mager bestellt, denn er hatte alle seine Verpflegungskosten während seiner Gefangenschaft zu bezahlen, und war dadurch verarmt; aber dennoch waren sie bei einer Flasche deutschen Weines und kaltem Braten fröhlicher, als mancher Reiche bei seinem Gastmahle.

XXXVII. Kapitel.

Götz macht einen Feldzug mit Kaiser Karl gegen Frankreich.

Zu jener Zeit war Karl der Fünfte, ein Enkel des grossen Kaisers Maximilian, Kaiser über Deutschland.

Er war es, welcher Götzen begnadigt hatte, und bald darauf benützte Berlichingen seine Freiheit, um dem Kaiser in einem Feldzuge gegen Frankreich zu dienen.

Karl der Fünfte hatte mit dem Könige der Franzosen lange im Kriege gestanden.

Dieser Krieg sollte neuerdings eröffnet werden, nach einem Reichstage, welchen Karl der Fünfte zu Speyer hielt.

Auf diesem Reichstage fand sich denn auch Götz ein.

Nach langjähriger Verbannung wandelte er wieder als ein freier Mensch herum, und freute sich, obwohl längst über die Jugend hinaus, noch seiner Kraft und seines Lebens.

Auf diesem Reichstage zu Speyer bewilligten die Stände des Reichs dem Kaiser die Kosten für den Krieg auf ein halbes Jahr.

Auch wurde eine allgemeine Steuer für ganz Deutschland ausgeschrieben, welche für einen vorhabenden Krieg gegen die Türken bestimmt war.

Nach geendigtem Reichstage zog der Kaiser mit seiner Armee nach Metz, welche Stadt, wie Ihr wißt, in Frankreich liegt.

Es war vor dem Beginn des Krieges streng verboten worden, daß kein Deutscher in die Dienste des Königs von Frankreich treten, und gegen sein Vaterland kämpfen dürfe.

Sollte ein solcher Deutscher gegen sein Land streitend befunden werden, so sollte er strenge bestraft werden.

Während nun Götz mit dem Kaiser zu Metz gelagert waren, sah er eines Tages einen stattlichen gefangenen Ritter vorüberführen.

Er erkundigte sich nach dessen Namen und erfuhr, daß es Graf Hubert von Beuchlingen sei, ein Deutscher, welcher dem König von Frankreich in diesem Kriege diente, und in Lothringen war gefangen worden.

Dem wird es nicht gut gehen, sagte Götz zu seinen Kriegsgefährten, denn der Kaiser hat darauf eine harte Strafe gelegt.

Wirklich erfuhr er auch einige Tage darauf, daß der Ritter zum Tode verurtheilt sei.

Und als Götz an diesem Tage in die Nähe der kaiserlichen Wohnung kam, sah er dort einen grossen Auflauf. Er näherte sich, und sah, wie Kaiser Karl vor seiner Wohnung stand, und zu seinen Füssen ein weinendes Weib lag, welches die Hände aufhob zu ihm. Es war die Gemahlin des deutschen Ritters, welche um das Leben ihres Mannes bat.

Der Kaiser aber schien ungerührt, und die Arme stand unerhört auf, und sah, wie der Kaiser mit seinem Zuge sich anschickte, der Hinrichtung des Ritters beizuwohnen.

Als die Hausfrau des Ritters von Beuchlingen sah, daß das Herz des Kaisers ihr keine Hilfe verhieß, fiel sie auf ihre Knie nieder, in der dunklen Vorhalle der kaiserlichen Wohnung, und betete zu Gott: Du, der du nicht hart und grausam, wie die Menschen bist, erbarme dich meiner Angst und Noth, und sende mir einen deiner Engel in meinem herben Schmerz!

Das Volk war dem Kaiser auf die Richtstätte gefolgt, und allein fand sich die Unglückliche in der Vorhalle. Und während sie betete, hörte sie menschliche Tritte auf der Treppe, und vor ihr stand ein junger Ritter von holder Gestalt, welcher mitleidig ihre Thränen sah.

O, du bist mir von Gott gesandt! rief die Betende, ich sehe, daß du dich meines Schmerzes erbarmst, sei mir ein Engel bei dem Kaiser!

Das will ich sein! rief der Ritter.

Sein Herz war noch nicht verhärtet in Krieg und Gefahren. Es war der erste Feldzug, welchen er mit dem Kaiser machte, und rasch schwang er sich aufs Pferd und ritt auf den Richtplatz hin.

Zitternd, aber mit der Hast, welche die Furcht und Angst des Unglücks gibt, folgte ihm die Ritterfrau, und bald hatte sie den Richtplatz erreicht.

Sie sah den Kaiser auf hohem Throne, umgeben von seinem ganzen Hofe.

Der Scharfrichter stand bereit, um das Haupt des Unglücklichen abzuschlagen, und eben verrichtete Beuchlingen kniend sein Gebet, wie es gewöhnlich ist, ehe man die Todesstrafe erleidet. Nun sah sie auch den jungen Ritter in hastiger Unterredung mit dem Kaiser, und auf einmal schwang dieser

sein Tuch und rief, daß es wiederhallte: Gnade! Gnade!

Beuchlingen richtete sich erstaunt auf, und glaubte kaum seinen Ohren zu trauen; aber als er auf die strenge Miene des Kaisers sah und auch in dieser die Verzeihung las, die er sich nicht mehr träumte, da stürzte er hin und kniete dankend vor ihm.

Seine Frau aber lag freudetrunken vor dem Erzherzoge Maximilian, dem Neffen des Kaisers, und indem sie ihm die Hand küßte, sagte sie ihm die Worte:

Hier schwöre ich dir, daß keiner meiner Söhne mehr gegen das deutsche Land, wo sie geboren sind, fechten sollen! Mögen sie dir einst in treuem Dienste lohnen, was du für den Vater gethan!

Gerührt war Maximilian. Noch wußte er damals nicht, daß er einst Deutschlands Kaiser werden würde. Ihr findet ihn in der Geschichte Eures Vaterlandes, als Kaiser Maximilian den Zweiten, und viele Züge in seinem spätern Herrscherleben, in dem sich jene Menschlichkeit und Milde ausspricht, die bei dieser Handlung ihn beseelte.

XXXVIII. Kapitel.

Kaiser Karl nimmt Ligny weg, und zieht vor Sanct Dizier.

Götz rückte mit dem Heere des Kaisers weiter voran, und sie nahmen im Sturm das Städtchen und Schloß Ligny, welches in Lothringen lag.

Nach der Einnahme dieses Städtchens zogen sie weiter gegen Sanct Dizier, wo eine starke Besatzung war.

Sie schossen wohl bei Tag und Nacht, aber die Besatzung leistete einen tüchtigen Widerstand. Sie ergab sich erst, als sie der Mangel an Pulver und Lebensmitteln hiezu zwang, und zwar nur unter der Bedingung, daß man ihr einen freien Abzug gestatte, welches denn auch bewilliget ward. Und nun zog Kaiser Karl tiefer hinein nach Frankreich mit seinem Heere.

Eines Abends hatte sich ein Theil des Heeres in einem Walde gelagert, und Götz war auch dabei.

Ihm zur Seite stand ein kaiserlicher Hauptmann der Hatschiere, und sie kamen in ein trauliches Gespräch über den Feldzug.

Wißt ihr, was meine Meinung ist, sagte Götz trocken, wenn wir noch lange so fort machen, wie wir es vor diesem Städtchen gethan, so mehren sie sich alle, und unterdessen kommt der Winter heran!

Und was dann weiter? fragte der Hauptmann.

Dann, fuhr Götz fort, ist die ganze Herrlichkeit aus, und wir können wieder hingehen, wo wir hergekommen sind.

Und haben Schande und Spott oben drein, versetzte der Hauptmann.

Drum wäre meine Meinung die, erwiederte Götz: Soll der Krieg zu einem guten Ende für den Kaiser kommen, so würde ich ein Gedächtniß hinter mir lassen, daß sie über hundert Jahre sagen müßten, der Kaiser Karl ist da gewesen. Ich würde mich nicht mehr mit Belagerungen aufhalten, sondern alles niederbrennen, was auf meinem Wege ist.

Ich weiß es gewiß, die Franzosen müßten mir den Deutschen Furcht und Achtung abgewinnen.

Und während Götz diese Worte sprach, rauschte es in den Zweigen hinter ihm, und er sah sich um und sah den Erzherzog Maximilian lächelnd vorübergehen, und er hatte, wie es schien, das ganze Gespräch mit angehört.

XXXIX. Kapitel.

Kaiser Karl macht Friede mit Frankreich.

Waren die Worte Götzens selbst zum Kaiser gedrungen, oder war es früher schon des Kaisers Meinung gewesen, genug, es geschah so, wie es Götz gemeint hatte.

Wo nun Karl mit seinem Heere hinzog, da fing er an zu sengen und zu brennen, und erregte auf diese Weise eine grosse Furcht vor dem deutschen Heere in Frankreich.

Der König Franz von Frankreich wollte sich auf keine Schlacht einlassen, weil er noch Schweizer als Hilfstruppen erwartete.

So drang nun Karl tiefer nach Frankreich hinein, an den Ufern des Marne-Flusses dahin ziehend.

In der schönen französischen Provinz Champagne, berühmt durch ihren guten Wein, brannte er schonungslos nieder, was auf seinem Wege lag.

Er näherte sich dem Orte Chateau-Thierry, welches nur zwei kurze Tagereisen von Paris lag.

Als man nun in Paris, der Hauptstadt des französischen Reiches, sein furchtbares Herannahen hörte, verbreitete sich grosser Schrecken unter dem Volk daselbst.

Die Reicheren entflohen, trotz dem Verbote des Königs, die Stadt zu verlassen, und diejenigen, welche gar nichts hatten, machten sich darauf gefaßt, durch Plünderung etwas zu erwerben, wenn Kaiser Karl vor die Hauptstadt ziehen würde.

Während nun dieses in Paris vorging, zog Götz mit Kaiser Karl von Chateau-Thierry nach Soissons zu, und schlug dort ein Lager auf.

In diesem Lager erschienen nun drei französische Ritter als Abgesandte des Königs von Frankreich, und diese fielen vor dem Kaiser auf ihre Knie nieder und baten um Frieden.

Karl der Fünfte ließ sich hierauf in Friedensunterhandlungen ein, es kam zwischen ihm und Frankreich ein für ihn vortheilhafter Friede zu Stande, und er zog mit seinen Schaaren wieder heimwärts.

Götz konnte aber nicht so schnell, wie die übrigen, die Heimath erreichen, denn er war krank geworden, und mußte, so unangenehm es ihm war, längere Zeit zurückbleiben, als die anderen; doch erreichte er endlich nach neunwöchentlicher Krankheit auch seine Heimath wieder.

XXXX. Kapitel.

Götzens Tod.

Götz lebte nach diesem Feldzuge noch achtzehn Jahre, und erreichte so das achtzigste Jahr, und einige Jahre darüber.

Wie nun allmählig seine körperliche Kraft abnahm, mußte er auch seinen abenteuerlichen Zügen Einhalt thun.

Er benützte die spätern Jahre seines Lebens, um seine Lebensbeschreibung niederzuschreiben, aus welcher ich entnahm, was ich Euch bisher von ihm erzählt habe. Aus derselben ist zu ersehen, daß, wenn gleich der Körper schwach und gebrechlich, der Geist doch noch frisch und lebendig war.

Götz hatte dem Tod so oft freudig in die Augen geschaut, daß er ihm, als er ihn seinem Alter nach erwarten konnte, mit Ruhe entgegen sah.

Als der achtzigjährige Greis es fühlte, daß seine letzte Stunde herannahe, versammelte er seine Kinder um sein Sterbebett, und ermahnte sie mit diesen Worten:

»Ich hinterlasse euch einen ehrlichen Namen, bleibt seiner würdig!

In meinem ganzen Leben habe ich nach Ehre, Treue und Gewissen gehandelt.

Ich würde in manche Gefahr und in manches Unglück meines Lebens nicht gekommen sein, hätte ich mein Wort brechen wollen; aber jetzt, wo ich bald vor Gott erscheinen soll, freue ich mich, daß ich in allem Ungemach des Lebens mich edel und ritterlich gehalten!

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ein kecker Muth, wie der meinige, ein redliches Wort, aus dem Herzen herausgesprochen, nicht mehr das gilt, was es mir war, und man Behutsamkeit, Gleisnerei und Hofmannstugenden euch predigen wird, aber ihr seid aus deutschem Blute entsprossen und tragt den Berlichinger Namen, und werdet dessen eingedenk sein!«

Er legte die welke Hand auf die Häupter seiner Lieben, und entschlief ruhig zum ewigen Frieden!

Dieß geschah den 23. Juli 1562.



ein
rt,
das
eit,
gen
ſen
det

ter
en

